

9 A 56456 / 1 fol

1922

Neürath, Karl

Nur zur Benutzung
im Lesesaal

F.P. 306, 1-4

UB GIESSEN



12 604 874

T 12 604 374

17
'22

x

~~Giessen 1922~~

Geschichte der mundartlichen Literatur in Hessen und Nassau

Teildruck:

Begriff und Grenzen der mundartlichen Literatur

Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde einer
hohen philosophischen Fakultät der Universität Gießen

Eingereicht von

Karl Neurath
aus Mainz

Giessen, 1922

Begriff und Grenzen der mundartlichen Literatur.

Die vorliegende Geschichte der mundartlichen Literatur in Hessen und Nassau ist der erste Teil einer Darstellung der gesamten rhein-fränkischen Dialektliteratur, zu der mich mein verehrter früherer Lehrer, Geheimrat Professor Dr. Otto Behaghel angeregt hat. Sie soll das reiche mundartliche Material des rhein-mainischen Landes zunächst nach seinem künstlerischen Werte untersuchen, dann aber auch nach seiner Bedeutung für die Dialektforschung, deren Wichtigkeit für die Erkenntnis der Sitte, des Glaubens und zugleich der Sprache unserer Vorzeit nicht geringer ist, als die der Volkslieder, des Aberglaubens und aller gemeinen Ueberlieferungen überhaupt. Darauf hat schon Jakob Grimm in seiner deutschen Grammatik (I, 3, 24) hingewiesen, aber dennoch gibt es meines Wissens bis jetzt keine Darstellung, die auch die Sprache der Dialektdichter aufmerksam verfolgt hätte. Auch Kurt Wagner geht in seiner erweiterten Dissertation Schlesiens mundartliche Dichtung von Hölstei bis auf die Gegenwart (Breslau 1917) kaum auf eine sprachliche Wertung ein.

In meiner Untersuchung konnte ich mich, schon des Vergleiches wegen, natürlich nicht auf das politische Hessen beschränken. Ich habe auch die bedeutenderen Mundartdichter der näheren Umgebung berücksichtigen müssen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich der Dialektliteratur von Frankfurt am Main, das der natürliche Mittelpunkt von Hessen und sprachlich der Wetterau zuzurechnen ist. In die Bibliographie habe ich die reiche Dialektliteratur der alten Reichsstadt aber nicht aufgenommen, weil sie Astenafy in seinem trotz mancher Irrtümer nicht üblen Buche über die Frankfurter Mundart und ihre Literatur

Berichtsfasser: Dr. Behaghel



Deuner Zeitung, Verlag G. m. b. H., Bremen

sehr sorgfältig angegeben hat. Viele Dichter minderen Ranges konnte ich zusammenfassend besprechen, weil sie nichts anderes wollen, als ihren Mitbürgern einen Spaß machen, und weder ästhetisch noch sprachlich von Belang sind.

Heute bedienen sich viele der Mundart angeblich zu poetischen Zwecken, die nicht die geringste dichterische Begabung haben. Sehr richtig weist A. von Oye in einem Aufsatz über den Kampf der Dialekte gegen die Schriftsprache, der in Frommanns Deutschen Mundarten (II, 101, ff.) abgedruckt ist, darauf hin, daß vor allem die Urheber schlechter Verse diese in das Gewand der Mundart kleiden, um sich darin „vor den kritischen Schlachtbänken einen hellen Hals zu erbetteln“. Aber im ganzen betrachtet ist in der Dialektliteratur die Zahl der talentlosen Reimer nicht größer, als in der Schriftsprache. Wichtig gewertet ist die Mundart und die mundartliche Literatur ein wahrer Jungbrunnen; unsere besten Dichter, die alle in der Mundart groß geworden sind, haben viel landschaftliches Sprachgut ins Hochdeutsche gebracht. „Nur der kann das Volk in seinen Tiefen erkennen, so führt Behaghel in der Einleitung zu seiner Hebelausgabe an (XVI), sein Wesen in der dichterischen Schöpfung verkörpern, der selbst im Volke erwachsen ist, mit dem Volke fühlt, seine Sprache denkt und redet.“

Und das ist denn auch das wesentlichste, daß der Dialektdichter mundartlich denkt, wie das Anzengruber A. B. durchaus vorbildlich tut, und wie wir es später bei manchem anderen finden werden. Das verlangt auch Karl Stieler, der ja zu unseren bedeutendsten Dialektdichtern gehört, in einem tief eindringenden Aufsatz über die oberbairische Mundart, der in seinen von Karl Quenzel herausgegebenen Werken unter die Hochlandsbilder (S. 82) eingereicht ist. Trotzdem finden wir in Stieler's Anfängen vielfach ein bedenkliches Hinausgehen über die Mundart, so daß der Dialekt nicht anders erscheint als eine willkürliche Form. Zudem ist in den meisten mundartlichen Gedichten die Schilderung, der Bericht, nicht um seiner selbst willen da, sondern das Ganze steht im Dienste eines Wizes, ist nur Vorbereitung auf die in den Schlusszeilen enthaltene Spitze. Viel reicher erschließt sich der reiche Schatz der Mundarten, wenn das Bild, wie Behaghel in seiner Abhandlung über die Karlsruher Mundart (Badische Heimat, 3. Jahr, 1. Heft) ausführt, hervortritt aus der Hingebung an das kleine Leben, aus der liebevollen Beob-

achtung seines Sonderbaren und Schrullenhaften, seines Verdrusses und seiner Freuden, wenn also die volkstümliche Rede sich von selber als die notwendige Form der Darstellung aufdrängt.

Allerdings: die mundartlichen Dichtungen geben selten die reine Mundart wieder. Selbst bei den besten mischen sich hin und wieder schriftsprachliche Wendungen und Wörter ein, wozu Hans Reis (Die deutsche Mundartdichtung, S. 11) meint, daß sie das mit der echten Mundart, der lebendigen Sprache gemeinsam habe, aber er übersieht in dieser wenig gründlichen Darstellung, daß Mundart und Umgangssprache scharf auseinander zu halten sind. Es gibt eben gar manches, was sich der getreuen Wiedergabe durch die Mundart entzieht, denn vor der Mundart zeichnet sich, wie Friedrich Kluge zutreffend bemerkt (Unser Deutsch, S. 48/49), die Schriftsprache aus durch umfangreichere Begriffe und Wortkreise, die eigentlich nur in der Literatur und den ihr zunächst stehenden Volksschichten leben. Was Kunst und Wissenschaft an Wortmaterialien verlangen, was für Anforderungen die geistigen Interessen der Gebildeten und die verfeinerten Lebensbedürfnisse in den großen Mittelpunkten des Verkehrs an die Schriftsprache stellen, dem kann die Mundart nur in den seltensten Fällen dienen; meistens versagt sie.

Aber auch die Wiedergabe der Mundart selbst stößt auf mancherlei Hindernisse, selbst wenn es sich um einen eng geschlossenen Sprachkreis handelt, eine scharf begrenzte Sprachschicht. Da sind zunächst die Forderungen des Verses, des Reimes, die ihren Einfluß geltend machen und zu Entstellungen verleiten. Besonders in den süddeutschen Mundarten. Hier sind, wie auch Behaghel in seiner Abhandlung über die bereits erwähnte Karlsruher Mundart hervorhebt, die Vokale der Nebensilben in großer Zahl verloren gegangen; „ja, ganze selbständige Wörter sind auf einen einzelnen konsonantischen Laut zusammengeschrumpft“. Infolgedessen fehlen unseren Mundarten vielfach die unbetonten Silben, was schon Hebel bei seinen mundartlichen Hexametern recht unangenehm empfunden hat. Um die Senkungen der Verse zu füllen, werden dann vielfach schriftsprachliche Formen herangezogen; unter der „Gewalt des Augenblickes“ entsteht dann eine Mischsprache, die später noch besonders zu betrachten ist, und die ich als Papierdialekt bezeichnen möchte. Ihr hervorragendster Vertreter ist Friedrich Stolze, bei dem kaum ein einziger Vers zu finden ist, der die Mundart einwandfrei wiedergibt.

Was Socin in seinem umfangreichen Werke über Schriftsprache und Dialekte im Deutschen (Seite 501) vom Niederdeutschen sagt, daß überhaupt von Tag zu Tag mehr hd. Ausdrücke ins Niederdeutsche dringen und daß „die, welche nur ndd. denken, nicht zu schreiben pflegen“, das gilt für alle Dialekte. Wer schreibt, der denkt meist nicht in der Mundart, sondern in der Schriftsprache, und gebraucht dann den Dialekt wie eine fremde Sprache nach äußeren Regeln, die „mit Bewußtsein mehr oder minder gewissenhaft beobachtet werden, während die Regeln der Muttersprache und namentlich das Stilistische eine innere Macht sind, die unbewußt schafft und wirkt“. (Ebda.)

„Wir sind“, wie Socin weiter ausführt, „teils durch Geburt, teils durch Erziehung, teils durch die Schule, jedenfalls aber durch unser Schwimmen in der großen literarischen hd. Strömung unseres Zeitalters so hd. infiziert, daß wir entweder unvermerkt oder aus Unfähigkeit oder aus Ratlosigkeit zu ganz oder halb hd. Ausdrücken greifen“.

Ueberhaupt gehen ja die Dialekte ihrem Untergang entgegen, und alle künstlichen Nährversuche werden auf die Dauer ebenso zwecklos sein, wie die Bemühungen um die Erhaltung der Volkstrachten. Der durch die erleichterten Reisebedingungen gesteigerte Handel und Verkehr, die Freizügigkeit, Schule, Kirche und Presse, die Fabriken wie ehemals der Militärdienst, arbeiten unausgesetzt an der Untergrabung des Dialektes. Wie ein Kreis strahlt es von den größeren Städten auf das Land aus, so daß die eigentliche Mundart immer mehr zurückweicht und ihren Ersatz in einem gewissen Patois findet. Das dringt natürlich auch wieder in die mundartliche Dichtung ein, wie es Vorhling in seinem Aufsatz Sprachcharakter und literarische Verwendung des sog. „Missingsch“ (Wiss. Beihfte 37, S. 212) insbesondere für das Niederdeutsche nachweist.

Es bilden sich so zunächst verschiedene Sprachschichten, die vielleicht die geschichtliche Entwicklung der städtischen Dialekte wieder spiegeln, jedenfalls aber beweisen, daß wir heute in jedem Sprachgebiet eine ganze Reihe ständischer Mundarten besitzen. Schon Moriz Rapp unterscheidet in seiner Physiologie der Sprache Mundarten des Landes, der Stadt und der Gebildeten, was aber nicht genügend gegliedert sein dürfte, denn letzten Endes hat jeder Stand seine besondere Sprache, seine eigene Mundart.

Aber auch die einzelnen Generationen reden verschieden. Die heutigen Mundarten stehen der Schriftsprache schon wieder wesentlich näher als die der siebziger Jahre, und bei vielen Dialektdichtern, die um 1830 schrieben, finden sich Wörter und Formen, die heute ausgestorben sind. Andere wieder haben sich fast völlig der Schriftsprache angeschlossen: wie im Hessischen Schdurrend, das heute durchweg Schtudent heißt, oder Märrecher, das zu Mäbercher und Mëdcher geworden ist. Soweit geht aber die Angleichung an die Schriftsprache selbst in gebildeten hessischen Kreisen nicht, daß der Hauchlaut *T* in deutschen Wörtern gebraucht würde. So heißt es denn: Dod, Daler, Disch, aber Theater, Taf, Tee. Ebenso bleibt *k* in Fremdwörtern durchgängig *g*. Es heißt also: Afriga, Ameriga, Musigande. *sch* und *ch* sind nicht wesentlich unterschieden. Kirsche wird ausgesprochen wie Kirche, Tisch wie dich. Hier mag auch gleich erwähnt sein, daß Nominativ und Akkusativ des unbestimmten Artikels ebensowenig mehr unterschieden werden wie die des bestimmten. Dem Konjunktiv begegnet man fast nur bei den Hilfszeitwörtern, sonst steht fast immer der Indikativ. Kommt er aber doch einmal vor, so ist es der Einfluß der Schriftsprache; da nimmt er dann mitunter seltsame Formen an, wie: sie ginge, sie braichte, sie këmte.

Die komischen Wirkungen, die sich aus dem Einfluß der Schriftsprache ergeben, hat Niebergall in seinen beiden Lustspielen Des Burschen Heimkehr und Datterich ganz vorzüglich verwendet. Im Datterich vermischt Dumbach die angelesenen Redefloskeln des Zeitungsdeutschen ebenso lustig als bezeichnend mit der herzhaften Sachlichkeit der Mundart, und in des Burschen Heimkehr redet Hürbel in einem Dialekt, der durch die Lektüre süßlicher Romane beeinflusst ist und dadurch außerordentlich komisch wirkt. Diese Wirkungen verstehen vor allem die Mainzer Karnevalsdichter trefflich auszunutzen; ein Meister darin ist Jean Dremmel, „Der Stolze vom Rhein“. Zu einer fast klassischen Verwendung hat der Obersache Gustav Schumann diese Art gebracht, der in seinem „Blitemgen“ gleichsam den Helden eines komischen Zetromans ins Leben stellte.

Gegen diesen Gebrauch der Mundart ist natürlich nichts einzuwenden. Das darf nur nicht so weit gehen, daß die Syntax der Schriftsprache benutzt wird, wie das beispielsweise Friedrich Stolze in seinen prosaischen Schriften fast ausnahmslos, oft bis zur Unerträglichkeit getan hat.

Im folgenden soll nun der Dialekt nicht als eine unwillkürliche Folge des gewöhnlichen Lebens und Verkehrs betrachtet werden, sondern als frei gewählter Ausdruck und als absichtliches Kunstmittel, als künstlerische Schöpfung also. Da ist es denn klar, daß die einzelnen Dialektdichter, und wenn sie aus demselben Hause stammen, nicht ein und dieselbe Mundart schreiben können, ebensowenig wie die hochdeutschen Dichter ein und denselben Stil haben. Wie der Maler einem Bildnis von seiner eigenen Persönlichkeit gibt, wenn er wirklich ein Künstler ist, so verfährt der Dichter auch. Die Sprache ist ein Ausdruck seines Geistes, sie muß, wie Alfred Bod dem Verfasser einmal schrieb, durch die Filter seines künstlerischen Temperamentes hindurchgehen. Er formt um, wird schöpferisch und bringt oft ganz neues zur Wortgestaltung, das im Tiefsten dann doch zum Wesenselement der Mundart wird. So ist es ein vielerbreiteter Irrtum, daß Niebergall genau die Darmstädter Mundart nachgeahmt habe. Das ist nicht der Fall, wie später noch zu zeigen ist. Geht man dem Darmstädter Dialekt auf den Grund, so findet man un schwer, wieviel er umgestaltet und selbst erfunden hat. Daß er dabei trotzdem dem Geist seiner Mundart treu blieb, das ist nicht sein geringstes Verdienst, und dennoch eigentlich selbstverständlich, denn die Sprache ist, was die sog. Expressionisten nicht wissen, ein lebendes Wesen. Aber sie lebt nur im Menschen, und so ist denn ihr Werden und ihr Wandel abhängig vom Einzelnen. Jeder, der spricht oder schreibt, arbeitet an der Umbildung der Sprache. Wie also nicht der Dichter, dessen vornehmstes Werkzeug sie ist. Sollte man ihm dieses Recht verkümmern wollen, weil er sich der Mundart bedient, so nähme man ihm sein Bestes. Denn allein der Dichter hat die lebendige Fülle der Sprache, der Mundart, und nicht die, die sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit vom Munde des einfachen Mannes abschreiben, dessen Wortschatz so eng begrenzt ist wie sein Gesichtskreis. Dürftiger ist die Mundart auf dem Lande, wo sich alles nur um Gedeih und Verderb der Früchte dreht, wo alles in der Enge beisammen lebt und im engsten sein Genüge findet, als in der Stadt, wo Handel und Verkehr, Gewerbe und Handwerk sich mannigfaltig verästeln und befruchten. Das gilt aber nur für den Wortschatz, allenfalls auch noch für die Lautgestaltung, in der Satzbildung stimmen sie ziemlich genau überein.

Aber diese Freiheit hat ihre Grenzen, und ihnen hat sich auch die mundartliche Dichtung zu fügen. Es erhebt

sich also die Frage, was von einer guten Dialektdichtung zu verlangen ist und wo sie ihre Grenzen findet.

Da empfiehlt es sich zunächst, die Ansichten der bedeutendsten Dialektdichter und Mundartforscher festzustellen.

„Das bauerliche Tun mit seinen Freuden und Leiden“, sagt Karl Stieler (a. a. O. S. 9), „die Wägestüde der Jagd, die Schelmstücke der Verliebten, farbenreichste Feste und mitunter wohl der Konflikt der Untergebenen mit ihren Honoratioren, das sind so die nächstliegenden und oft die einzigen Motive; allein sie werden erweitert zu tausend farbigen Nuancen durch die Auffassung, welche Phantasie und Witz des Volkes an diese spärlichen Begebenheiten knüpft.“

Es sind seiner Meinung nach also lediglich Witz und Humor, die die mundartliche Dichtung bestimmen, und es fehlt, wie sein Herausgeber zutreffend bemerkt, das eigentliche Dyrische fast ganz. In seinem Aufsatz über die oberbayerische Mundart (V. 95) zieht er die Grenzen weiter „Jedes Hinausgehen über das, was im Bereiche unserer Mundart geistig und kulturgeschichtlich möglich ist, würde den Stoff nur auf Kosten der Echtheit erweitern und damit das Wertvollste verlieren, um etwas minder Wertvolles zu gewinnen.“

Karl Gottfried Madler legt den größten Wert auf das Charakterbild des Volksstammes. In der Einleitung zu seiner „Fröhlich Palz“ sagt er: „Ich bin der Meinung, daß, wenn man sich einmal einer von der Schriftsprache abweichenden Mundart bedient, der Leser mit Zug und Recht erwarten darf, ein Charakterbild des betreffenden Volksstammes mit der Mähe des Verständnisses zu erkaufen; Charakterzeichnungen, bei denen die Subjektivität des Dichters bescheiden im Hintergrunde bleiben muß. Denn gerade die Darstellung des Volkes in seinem Denken, seinem Leben, seiner Ausdrucksweise, wie alles dies nun einmal ist, war mein Ziel.“

Ganz weit zieht Klaus Groth die Grenzen, wenn er in seinen vielfach verarbeiteten und mitunter recht einseitigen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch (Quidbörnblätter VI, 42) die Behauptung aufstellt, daß eine Sprache nur das nicht ausdrücken könne, was sie noch nicht ausgedrückt habe. Diese dehnbare und ganz unzutreffende Behauptung schränkt er aber gelegentlich auch wieder ein. So, wenn er (S. 24) feststellt, daß „Zirnenichs vielgelobtes Buch Germaniens Völkertimmen gar keinen Wert“ habe, weil den Aufzeichnern ihre hochdeutsche Bildung Bef-

sein anlege, weil sie nicht im Dialekt denken könnten und ihre Gewissenhaftigkeit sie zu Uebertreibungen in den Eigentümlichkeiten ihrer Mundart verführe. Dann sagt er einmal, daß das Plattdeutsche „der Uebung in der Abstraktion entbehre“ (S. 53), was natürlich von allen Mundarten gilt, weil der gemeine Mann nur rein dinglich denkt und weil die Mundarten das Glück hatten, von der physischen Invasiön der lateinischen und französischen Sprache verschont zu bleiben.

Aber nicht nur abstrakte Begriffe überhaupt fehlen den Mundarten, sondern auch im Besonderen übersinnliche, soweit sie nicht durch Gottesdienst und Kultgebräuche bekannt geworden sind, wie Gott, Teufel, Jenseits u. a. Ebenso scheut sich das bäuerliche Seelenleben gemeinhin vor Ausdrücken der Järtlichkeit, und so fehlen ihm auch dafür die Worte. Ein Drama, das bäuerliches Seelenleben darstellen soll, ist deshalb ein Un Ding; der bäuerliche Mensch ist niemals ein dramatischer Mensch, und deshalb finden wir in der Dialektliteratur so selten ein gutes Drama. Weder Schönherr noch Hauptmann haben ohne Fälschungen des Volkscharakters auskommen können, wie ich das für Schönherr im Gieß. Anz. vom 25. 1. 1911 nachgewiesen habe, und Kurt Wagner in seiner Schrift über Schlesiens mundartliche Dichtung für Gerhart Hauptmann (S. 61—66).

Die Dialektdichtung muß sich also notwendigerweise im Wesentlichen auf die Welt der äußeren Erscheinungen beschränken. Hier kann sie sich farbenreich und kraftvoll entfalten. Hier fühlen wir nach Stieler's treffendem Wort (a. a. D. S. 92) den Puls der Sprache und das Blut, das in den Pulsen pocht. „Welche Fülle der Vergleiche und der Bilder bietet uns nun die Mundart dar in ihrem sprudelnden Uebermut, welsch seine Beobachtung und Charakteristik liegt in diesen Adjektiven, welche Stammkraft in diesen Verbis, die der Dialekt sich gestaltet hat. Daneben erscheint uns die hochdeutsche Sprache gleichsam matt und farblos.“

Und doch kommen die wenigsten Dialektdichter ohne Anleihen bei ihr aus.

Wie weit das gehen dürfe, erörtert Läßben im Korrespondenzblatt des Vereins für nbd. Sprachforschung vom Jahre 1881 (S. 65 ff.), im Anschluß an den von Groth gebildeten Ausdruck modersprache statt des rein mundartlichen landessprach. Seine Meinung, daß diese Entlehnung in manchen Fällen unumgänglich notwendig sei, kann höchstens für das Niederdeutsche stimmen, das bis

in die gebildetsten Kreise gesprochen wird, nicht aber für die anderen deutschen Mundarten, die sich Stufe um Stufe mehr abschleifen. Aber das traf schon vor einem Menschenalter auch für das Plattdeutsche zu, denn So c i n stellt (a. a. D. S. 500 f.) fest, daß diese Gewohnheit „in neuerer Zeit so mißbraucht werde, daß nicht nur einzelne Wörter, sondern auch ganze Phrasen und Redewendungen wörtlich überfetzt sind, allerdings oft richtig nach den Regeln der Lautgesetze, aber unrichtig nach dem Geiste des Dialekts“. Das kommt daher, daß die meisten Dialektdichter aus dem Hochdeutschen in die Mundart überfetzen, weil sie nicht mundartlich denken können. Der Sprachkünstler aber muß ungehemmt aus dem Vollen schöpfen können. Das ist auch V e h a g h ' s Ansicht. In der Einleitung zu seiner H e b e l - Ausgabe (S. XV) äußert er: „In einer Sprache kann nur das mit Leichtigkeit dargestellt werden, wofür sie Ausdrucksmittel besitzt. Aber nur diejenigen Wörter sind lebendige Glieder der Sprache, die immer wieder zur Anwendung kommen. Folglich kann nur das ohne weiteres in einer Sprache Ausdruck finden, was ihn schon öfter in derselben gefunden hat. Daher, je gewaltfamer ein Dichter der besitzenden poetischen Welt gegenübertritt, desto mächtiger wird sein Ringen nach neuen Ausdrucksmitteln, desto eigenartiger seine Sprache sein.“

Der Umfang dessen, was in einer Sprache zur Darstellung kommt, wird nach Zeit und Volk verschieden sein. Im allgemeinen kann man sagen: dieser Umfang ist so weit, so weit das Interesse reicht und der gute Ton.“

H e r m a n n F i s c h e r sieht in seiner Geschichte der schwäbischen Dialektliteratur (S. 136) die großen Schwierigkeiten der sprachlichen Form darin, „daß nur wenige Gebildete — und anderen fällt es doch nicht ein, etwas derart zu schreiben — den Dialekt genug beherrschen, um ihn nicht nur fehlerlos, sondern auch mit der nötigen Fülle und Prägnanz des Ausdrucks schreiben zu können“. Und in seinen Beiträgen zur Literaturgeschichte Schwabens (S. 238) „Der Dialekt als Literatursprache kann nur zur Charakteristik fremder Denk- und Redeweise, nicht als direkte Lebensäußerung des Redenden dienen.“ Und abermals (S. 235): „Nur der ganz an die Scholle gebundene, von der Weltkultur losgelöste Mensch sagt in seinem Dialekt mehr als in schriftsprachlicher Form: dem Gebildeten ist der Dialekt ein Hemmschuh, sobald er ihn schreiben will, denn er denkt schriftdeutsch dem Gehalt nach. Je weiter wir uns also aus den Kreisen der Bildung ent-

fernen, um so adäquater ist die Dialektform dem Ausdruck der Gedanken.“

Aus allen diesen, mitunter recht widerspruchsvollen Meinungen erhellt, daß der Dialektidichter aus dem Volke selbst stammen muß und daß unbedingte Wahrhaftigkeit seine Hauptaufgabe ist. Er muß seine Phantasie und sein Wissen zu einem guten Teil ausschalten und mundartlich denken können. Dabei ist daran festzuhalten, daß diejenigen Schöpfungen die besten sind, die keinen Reim haben und nicht auf einen Kernwitz hinauslaufen. Vor allem aber dürfen sie nicht ohne weiteres ins Hochdeutsche übertragbar sein. Jene also, die nach Jean Pauls gefeilterer Hebelkritik „unter Verachtung der Pointe ... Bilder geben, die sich in den Rahmen verlieren“.

Wie sehr der Reim hindert, beweisen die vielen Beispiele für Reimlehnung. So hat beispielsweise die niederdeutsche Uebersetzung von Konrads von Würzburg Goldener Schmiede, die Wilhelm Grimm herausgegeben hat, fast durchgängig die hochdeutschen Reime beibehalten, was Seedorf in einer besonderen Abhandlung belegen wird.

Wie wenig man sich im allgemeinen über die Grenzen der mundartlichen Dichtung klar ist, wird im Laufe dieser Darstellung mehrfach zu erhellen sein. Am auffälligsten ist es, daß selbst philologisch geschulte Dialektidichter der Meinung sind, es genüge die getreue Wiedergabe des Lautbestandes. Da dieser aber nicht selten von Dorf zu Dorf wechselt, ist er das geringfügigste, und ist das um so mehr, als die Rechtschreibung doch kein genaues Lautbild geben kann. Am wenigsten bei poetischen Darstellungen, die auf einen großen Leserkreis berechnet sind und sich deshalb in der Schreibung möglichst dem Schriftdeutschen anschließen müssen. Es ist deshalb nichts dagegen einzuwenden, wenn im Rheinfränkischen Rhein geschrieben wird oder Wein, Ras oder Andau (für *wai, nās, ādau*), denn nur der Einheimische wird den eigentümlichen Zwitterlaut richtig aussprechen können. Die Bezeichnung der Nasalisierung allein genügt hier ganz und gar nicht. Falsch aber ist es, wenn dann Ras auf Gras gereimt wird, Stadt und hat, Rhein und Klein, wie es vielfach vorkommt, denn sie sind im Klang durchaus verschieden und erscheinen nur dem Auge als regelrecht. Ich nenne sie deshalb Augenreime. Neben diesen formalen Erscheinungen begegnet man in der hessischen Dialektliteratur auch vielfachen Sprachmischungen, wie sie aus dem Niederdeutschen als *Wissingsch*, aus dem Schweizerischen als *Großratsdeutsch* bekannt sind. Der Aölnner

nennt das „Hochdeutsch mit Knubbeln“. Im Hessischen ist es allerdings so, wenigstens in der Dialektliteratur, daß es sich nicht um ein mundartlich durchsetztes Hochdeutsch handelt, sondern um eine mit hochdeutschen Floskeln durchwirkte Mundart, die ich mit Salondialekt bezeichnen möchte. Er bringt gewöhnlich das mundartliche Lautbild, schließt sich aber im übrigen recht eng an die hochdeutsche Schulgrammatik an. Da finden sich denn meist auch alle anderen Verstöße gegen den Geist der Mundart. Mitunter ist diese Erscheinung auch für komische Wirkungen ausgebeutet, so von Kadler für seine „Witlichen Nächstmädele, von Riebergall und von den Mainzer Fastnachtsschichtern. Da kommt denn häufig ein höchst vergnügliches „Hyperhochdeutsch“ zutage, von dem späterhin noch weiteres zu sagen ist.

Für meine Arbeit, die am 24. Juli 1919 von dem Prüfungsausschuß der Universität Gießen (Berichterstatter: Dr. Behaghel) als Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät genehmigt wurde, waren fast keine Vorarbeiten vorhanden, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen konnten, außer Astenahs bereits erwähnter Schrift über die Frankfurter Mundart und ihre Literatur, über die Behaghels Rezension im Literaturblatt für germ. und rom. Phil., Bd. 28, Seite 149, zu vergleichen ist. Die von Friedrich Schön als Geschichte der rheinfränkischen Mundartdichtung ausgegebene Broschüre ist eine ungemein oberflächliche und äußerst lückenhafte Zusammenstellung einiger biographischer und bibliographischer Notizen, die völlig unzuverlässig sind. Dasselbe gilt für Alexander Burgers Bibliographie der schönen Literatur Hessens, deren wahren Wert schon Alfred Rosenbaum im Eupherton, 9. Erg.-Heft, S. 14, festgestellt hat. Die Angaben beider mußte ich Zeile um Zeile nachprüfen. Vielfache Anregungen und mancherlei wertvolle Hinweise habe ich brieflich erhalten. Besonderen Dank schulde ich meinem verehrten ehemaligen Lehrer, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Otto Behaghel, für die Anregung der Arbeit und für die vielen wertvollen Fingerzeige, die er mir mündlich und schriftlich zuteil werden ließ. Weiter habe ich zu danken dem Direktor der Bremer Stadtbibliothek, Herrn Prof. Dr. Heinrich Seedorf, der mich bei der oft recht schwierigen Beschaffung der umfangreichen Literatur in der lebenswürdigsten Weise unterstützte, Herrn Geheimen Archivrat H. Grotefend in Schwerin, Prof. Dr. John Meier in Freiburg, Prof. Dr.

H. Brede in Marburg, Dr. Ernst Leopold Stahl in Heidelberg, Dr. A. Effelborn und Stadtbibliothekar Noack in Darmstadt, Prof. Dr. Velle, Dr. Georg Haber und meinen verehrten Freunden Prof. Dr. Ottmann und Dr. h. c. Alfred Bod in Wiesbaden. Auch den Universitätsbibliotheken von Gießen, Heidelberg, Göttingen und Berlin, den Hofbibliotheken in Darmstadt und Karlsruhe, sowie der Landesbibliothek in Wiesbaden, den Stadtbibliotheken in Frankfurt a. M. und Mainz habe ich für Auskünfte und die langfristige Ueberlassung von oft recht seltenen Büchern zu danken. Bei der Ermittlung von Lebensdaten gingen mir mancherlei Pfarrämter freundlichst zur Hand, vor allem Herr Dekan Orth in Niederwöllstede, der mir behilflich war den verschollen gewordenen J. G. Emmerich aufzufinden, und das katholische Pfarramt in Dalsheim, das sich — leider vergeblich — um Dr. Krönleins Lebensdaten bemühte. Auch bei den Verlegern fand ich verständnisvolles Entgegenkommen, namentlich bei der literarischen Anstalt Rütten und Loening, bei Heinrich Keller in Frankfurt a. M. sowie bei der Schwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg, die mir ihre Archivexemplare einiger vergriffener Bücher zur Verfügung stellte. Auch viele der herangezogenen Dialektdichter oder ihre Angehörigen haben mit bereitwillig Auskunft gegeben.

Bremen, im Juni 1919.

Inhaltsverzeichnis.

Die Arbeit, die 150 Mundartdichter und eine Reihe anonymer Werke behandelt, kann wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse zunächst nicht im Buchhandel erscheinen. Das folgende Inhaltsverzeichnis soll einen Ueberblick über Anlage und Umfang ermögliohen. Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Folltohandchrift.

Vorwort: Begriff und Grenzen der mundartlichen Dichtung		Seite 1
Geschichte der mundartlichen Literatur in Hessen und Nassau.		
Einleitung: Umgrenzung der Landschaften u. Gruppen		Seite 15
Die mundartliche Versdichtung:		
1. Bis auf Friedrich Stolpe		20
2. Friedrich Stolpe		35
3. Die anderen Dichter der Reaktionszeit		46
4. Vier oberhessische Lyriker		48
5. Epigonen		54
6. Eine neue Hochblüte		57
7. Um die Jahrhundertwende		63
8. Humoristen und Spasmmacher		68
Die erzählende Literatur		75
Das mundartliche Drama:		
1. Frankfurter Meister		83
2. Ernst Elias Niebergall		98
3. Ausklang der Biedermeierzeit		109
4. Im kaiserlichen Reich		114
5. Volkstümliche Theaterstücke		117
Die Fastnachtsliteratur		120
Die hessischen Mundarten in der hd. Literatur der Gegenwart		127
Anhang:		
Bibliographie der Dialektliteratur in Hessen und Nassau		136
Literaturverzeichnis		139
Autorenregister		143

Lebenslauf.

Ich, Karl August Emil Maximilian Neurath, eb. Verrentnisses, wurde am 11. April 1883 als Sohn des Obergütervorstehers, Rechnungsrats Emil Georg Neurath zu Mainz geboren, besuchte das Humanistische Gymnasium in Wiesbaden, trat dann frankheitshalber in das Worbische Knabenpensionat, wo ich zum Universitätsstudium vorbereitet wurde. Ostern 1903 bezog ich die Universität Gießen und studierte dort bis zum Herbst 1906 Deutsche Sprache und Literatur, Philosophie, Archäologie, Kunstgeschichte und Geschichte. Vom 1. Oktober 1906 bis zum 30. September 1907 diente ich beim Inf.-Leib-Reg. Großherzogin in Mainz mein Freiwilligenjahr. Zunächst beschäftigte ich mich dann mit wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten, nahm im Sommer 1908 einen Ruf als Feuilletonredakteur des Gießener Anzeigers an und verheiratete mich im Mai 1909. Bei Kriegsausbruch rückte ich als Offizierstellvertreter ins Feld, wurde im August 1915 als d. u. entlassen. (E. R. II; Verw.-Abz.) Ich beschäftigte mich zunächst mit literarischen Arbeiten und trat nach meiner Genesung im Januar 1917 als leitender Feuilletonredakteur und Schauspielkritiker in den Verband der „Weser-Zeitung“ in Bremen, der ich jetzt noch angehöre.

Meine Universitätslehrer waren: Geheimrat Prof. Dr. Behaghel, Geheimrat Prof. Dr. Siebek, die Professoren Messer, Groos, Sauer, Onken, Höhlbaum, Wünsch, Krüger, Straß und Collin. Von meinen Veröffentlichungen nenne ich: Gedichte (1906, 2. Aufl. 1909), Wilhelm Holzamer (Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte, Heft 53, 1908), Das Domgut, Roman (1912), Der Bundschuh, ein Bauernkriegsdrama (16), Der Klostermüller, Nov. (17), Der Preußenkaplan, Roman (22), Georg Büchner, Novelle (22). Herausgegeben habe ich: Hessischer Musen-Almanach (05), Die Hermannschlacht für die Naturbühne (09), Die Refsfahrt u. a. N. von Alfred Bock (13), Hinterm Gartenbusch, Novellen von Ludwig Finsch (19), Alt-Frankfurt, Erzählungen und Gedichte in Frankfurter Mundart von Friedrich Stolze (22).



Geschichte der mundartlichen Literatur in Hessen.

Einleitung:

Umgrenzung der Landschaften und Gruppen.

Die hessischen Mundarten bilden einen Zweig des bedeutungsvollen rheinfränkischen Dialektes, der nach Müllenhoffs Untersuchungen in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Denkmäler deutscher Poesie und Prosa (XXII) ein Gebiet umfasste, das sich im Wesentlichen mit den Grenzen der nachmaligen Francia rinensis deckte oder denen des Herzogtums Westfranken. Für meine besondere Darstellung kam aber nur das Binnengebiet in Frage, als dessen ungefährl^{cher} Mittelpunkt Mainz anzusehen ist. Die Grenze dieses Gebietes, das seinen sprachlichen Besitzstand unter dem Einflusse eines jahrhundert^e alten, starken Verkehrs nur in seltenen Fällen unverfälscht bewahrt hat, verläuft im Westen von St. Goar bis Bingen am Rhein, folgt dem Lauf der Nahe bis Münster am Stein und wendet sich dann südlich über Worms nach Mannheim. Von hier aus geht sie neckarauf bis Eberbach, wo sie nordwärts abbiegt und bei Miltenberg den Rhein erreicht. Sie folgt diesem bis Hanau, geht durch das Kinzigtal über Schlüchtern nach Schlitz und erreicht über Alsfeld und Kirchhain bei Marburg die Lahn, der sie bis Nassau folgt um dann südwestlich auf St. Goar zu laufen. Im wesentlichen handelt es sich also um das Gebiet, das in seinen politischen Grenzen das ehemalige Grossherzogtum Hessen umfasst und den Teil von Nassau, der ehemals die hessische Grafschaft Katzenellenbogen bildete.

Innerhalb dieses Gebietes haben wir wiederum zu unterscheiden: niederhessisch, oberhessisch, binnenfränkisch oder südhessisch und schliesslich pfälzisch.

Nach dieser landschaftlichen Sonderung die einzelnen Erscheinungen der mundartlichen Literatur in Hessen zu besprechen, schiebt mir nicht zweckmässig, denn erstens würde dadurch der Zusammenhang der grossen Entwicklungslinie gestört, zweitens fallen die Unterschiede der Mundarten für meine vorwiegend literarische Darstellung kaum merklich ins Gewicht, und schliesslich ist, wie auch Helm in seiner Besprechung von Naders Literaturgeschichte der deutschen Städte und Landschaften (Hess. Bl. für Volkskunde, 13, 137) betont, die Geschichte der literarischen Gattungen doch zu wichtig, als dass man sie ohne Not zerreißen soll. Es kommt aber noch ein wichtiger Umstand hinzu. Die Mehrzahl der hessischen Dialektdichter schreibt überhaupt nicht die gesprochene Mundart sondern höchstens die Umgangssprache des Bürgertums in ihren verschiedenen ständischen Abstufungen, die ich weiter oben schon als Salondialekt bezeichnet habe. Ich habe es daher für zweckmässig gehalten, die Einteilung nach der Art der Dichtungen zu treffen und lyrische, epische und dramatische Werke zu trennen; die Fastnachtichtung, die in Hinsicht ihrer besonderen Zwecke auch besonderer Mittel bedarf und deshalb anders ~~anzusehen~~ gewertet werden muss, habe ich ebenso wie die Verwendung der hessischen Mundarten in der deutschen Literatur der Gegenwart in einem besonderen Artikel behandelt.

Die mundartliche Literatur beginnt naturgemäss erst mit dem vollen Siege der Schriftsprache, also etwa mit der Klassikerzeit, aber schon lange vorher treffen wir in den hessischen Mundarten bedeutsame literarische Denkmäler, so das frankfurter Osterspiel von 1493, die frankfurter Dirigierrolle, das Heidelberger und das Friedberger Osterspiel, sowie das hessische Weihnachtspiel. Vereinzelt mundartliche Wendungen begegnen wir in Licher Glossar zu einer Handschrift der Terenz aus dem Jahre 1467, das nach Weigands Feststellungen (Haupts Stsch. 7, 545 ff) wahrscheinlich in den wetterauischen Kloster Arnburg entstanden ist. Mundartliche Ausdrücke enthält auch die Comedie Germanica, die am 16. März und am 18. Oktober 1641 die

Kinder des Landgrafen Georg von Hessen aufführten. Dieses lateinische Stück in dessen deutschen Zwischenspielen sich manchenlei weterauische Wendungen finden, sind von Creelius (S. XVI. ff) nur ganz kurz erwähnt: Bolte hat es in dem Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (XI S.162 ff) in seiner Abhandlung über Rists Irenomachia und Pfeiffers Pseudostratiotae ausführlich besprochen. Zwei der Zwischenspiele sind danach auszugsweise Bearbeitungen aus Rists Irenomachia, und wenn sie auch im Grunde nur selten eine mundartliche Form enthalten, so bringen sie doch eine Menge mundartlicher Ausdrücke und Wendungen.

Im Jahre 1642 brachten Marburger Studenten eine Prosabearbeitung der Fraw Wendelgarth von Nicodemus Frischlin auf die Bühne. In dieser Bearbeitung, die sich im Sammelband E 28 520 der giessener Universitätsbibliothek befindet, enthalten besonders die Gespräche der Bettler viel hessische Ausdrücke und auch rein mundartliche Formen. Dieselbe Beobachtung ist bei einigen Werken Grimelhausens zu machen, die später noch zu besprechen sind.

Die Verwendung der Mundart zu religiösen Zwecken hat in Niederdeutschland neuerdings viele Anhänger gefunden. In Müllha wurde im Jahre 1910 ein Verein für Evangelisation in niederdeutscher Sprache gegründet, über dessen Tätigkeit in den Mitteilungen aus dem "Quickborn" und in der "Dorfkirche" fortlaufend berichtet wird. Wie mir der Vorsitzende Pastor H. Hansen in Kropp freundlich mitgeteilt hat, war in Bibelstunden und anderen religiösen Veranstaltungen ausserhalb der Kirche schon längst wieder sassisch gepredigt worden. Mit dem Gebrauch in der Kirche hat er selbst in den Festgottesdiensten auf der Insel Pellworm im Jahre 1917 den Anfang gemacht und zwar mit vollständiger Liturgie in niederdeutscher Sprache. Ein Gesangbuch für diese Gottesdienste ist unter dem Titel Psalmbook 1916 in Bordesholm erschienen. Auch in unserem Gebiete gibt es einige Beispiele. Firmenich bringt (II 79) eine Probe aus dem Evangelium Johannis in pfälzischem Dialekt.

In Radlofs Sprachen der Germanen hat Göntgen (S.388 f) die Gleichnisse vom Sämann und vom verlorenen Bohn in sachsenhäuser Mundart veröffentlicht, in der uns von Johann Severin Vater in seinen Proben deutscher Mundarten (S.20 f) auch das Vater unser übermittelt ist, aber es handelt sich hier offenbar um Mundartproben, die für den besonderen Fall zurechtgemacht sind.

Sehr zahlreich sind anonyme Werke. Aus der Gegend von Hanau teilt J. Grimm in Radlofs Mustersaal ein Gedicht mit: Gun Tag mein Leib Margritze (BDI, S.345 ff) und den gereimten Brief eines Soldaten der Reichstruppen aus dem siebenjährigen Kriege, (S.347 f) der ganz in wetterauischer Mundart abgefasst ist. Zeitlich nicht festzulegen ist das Gedicht "Der schlitzer Veteran", das Firmenich (S.106 f) bietet, und eine Anzahl Gespräche, weil er unseligerweise fast nie Namen und Quellen angibt und auch das vordem versprochene Mitarbeiterverzeichnis nicht geliefert hat. Die meisten bringt übrigens auch Künzel-Soldan.

Um die Darstellung nicht über alle Gebühr zu erweitern, habe ich davon absehen müssen, diese Stücke näher zu betrachten, wenn sie nicht besonders bedeutsam sind; auch die zahlreichen in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen mundartlichen Dichtungen habe ich nur ausnahmsweise heranziehen können.

9

Geschichte der mundartlichen Versdichtung in Hessen.

1. Bis auf Stoltze.

Ist in der hochdeutschen Literatur in der Regel das Drama als die höchste Kunstform anzusehen und die Lyrik als die ursprünglichste und voraussetzungsloseste, was schon daraus hervorgeht, dass jeder hd. Dichter mit lyrischen Ergüssen beginnt, so ist es in der mundartlichen Literatur gerade umgekehrt, denn es ist viel schwieriger innerhalb der durch den Dialekt gezogenen Grenzen, die notwendigerweise recht eng sein müssen, eine reine Stimmung vollendet auszudrücken, als ein Dialekt drama zu schreiben, in dem sich die Personen ja schon in ihrer Mundart charakterisieren. Die Zahl der wirklich vollendeten mundartlichen Gedichte ist denn auch verhältnismässig kleiner, als die Zahl der guten mundartlichen Dramen, und so werden wir denn bei dieser Streife durch die mundartliche Versdichtung in Hessen zwar manchen Dichter treffen, dem ein schönes mundartliches Gedicht gelungen ist, sogar manches, das sich neben die besten lyrischen Poesien Hebels stellen kann, aber das meiste hat nur noch wenig mit der eigentlichen Dialektliteratur zu tun, wenn es nicht gar blutigster Dilettantismus ist.

Das erste sicher datierbare Gedicht in hessischer Mundart ist ein Spottgedicht aus dem Bussecker Tal, das aus dem Jahre 1725 stammt und beim Abbruch eines Hauses in Beuern in einer Abschrift zutage kam. Wilhelm Lindenstrucht würdigt es in den hessischen Blättern für Volkskunde (7, 137 ff) eingehend und erwähnt dort, dass es ein Beamter der giesener Universitätsbibliothek zufällig auch in einem längst vergessenen Büchlein gefunden habe, in Karl Georg von Zangens Beyträgen zum Teutschen Recht (1. Teil Giessen 1788) wo es Seite 290 ff abgedruckt ist. Hier sollte es als ein "Beitrag zu den alteutschen Mundarten in Hessen" dienen.

Das 144 Verse umfassende Gespräch (in der Beurer Abbschrift fehlt eine Zeile) bezieht sich auf den Abschluss des dreiundzwanzigjährigen Prozesses, den die Einwohner des Bussecker Tales mit dem Landgrafen Ernst Ludwig (1678-1739) geführt haben. Der Verfasser ist ein Bussecktaler und wie er sagt, ihrer "natürelle Redensarten, Dialecten, Manieren wohlkundig", aber näheres war nicht mehr über ihn zu ermitteln. Er führt vier ältere Männer vor, die aus verschiedenen Dörfern des Tales stammen und sich über das Urteil unterhalten, dessen Latein ihnen unverständlich ist. "Ja, wann aach nait Lateinisch drienn wier!" Und nun studieren sie den "ortlaut und bemühen sich aus den lateinischen Rechtsausdrücken klug zu werden. Mit einem Segenswunsch für den Fürsten schliesst das Gespräch:

Göitt geab döz Först glöck ön häil, ön all seyn Leibeserba
Dass söy dö thaal beherscha möga, ön ihn naut dro verderba.

Gegenüber der Fassung Zangens kommt auch der Beurer Abbschrift eine sprachlich selbständige Bedeutung zu, denn in ihr ist die Mundart von Beuern, wie sie um 1819 gesprochen wurde, festgehalten. Das erkennt man schon aus den Schlusszeilen, die hier also lauten:

gout gäb dem Först nu glöck ün heil, ön ach sein leibes erbe
dass hö dö thal Böhersche mah, ön ach naut dro verderbö.

Lindenstruht druckt am a. O. beide Fassungen nebeneinander ab und erläutert sie aus seiner gründlichen Kenntnis der bussecker Mundart sehr eingehend. Neben rein graphischen Ungenauigkeiten, die sich besonders bei der wechselnden Bezeichnung des offenen o-Lautes zeigt, und dem durch den Reim bedingten Zwang, stehen viele unechte Dialektformen wie Broider, ^(rus 23) angeboide, gönädig, daiddert, gehaidert, hädütet, lautüt, höre, wozra, sülle, öst, - Formen, die aus mangelhafter Kenntnis der Mundart herrühren und zu dem Schlusse führen, dass der Verfasser ein Städter ist. In der Beurer Handschrift sind diese Fehler meist verbessert, d. h. in der Beurer Mundart wiedergegeben. Auch mancherlei untergegangene Formen und Wörter sind zu verzeichnen: Fauer, ois, für un (Wett. us), Aeuler, innerbaue, Plu-

onner, virsienge, Bärnhäurer, naitsche, frai als Adverb (5) hoaren, es dored mer, kaiwe, Herzekerl, sich bozbedirn.

Sehr merkwürdig ist es, dass der unbekannte Verfasser oys für is und nurts für nur verwendet. Aus dem Gebrauch dieser Wörter schliesst Wilhelm Arnold (Hess. Bl. f. Volkskunde, Seite 190 ff) dass ein unter städtischem Einfluss stehender Anneröder das Gedicht verfasst habe. In einer redaktionellen Anmerkung zu diesen Ausführungen meint Karl Helm (Seite 191), es wäre sehr wohl möglich, dass vor zweihundert Jahren die Form ois noch gebraucht worden wäre. Irgenwelche poetische Bedeutung kommt dem Gespräch nicht zu.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erscheinen dann von Eberhard Georg von Lüder, der 1685 zu Lösshausen geboren ist und 1759 als Geheimrat zu Fulda starb, einzelne Gedichte in Schwälmer Mundart, von denen das Kirmeslied: Schwälmer Land, das Firmenich in zwei Mundarten mitteilt, das bedeutendste sein dürfte. Das Gedicht, das auch bei Hessler (II, 296) abgedruckt ist, enthält 13 sechszeilige Strophen, die die Mundart recht genau wiedergeben. Es überrascht noch heute durch die Frische seiner Empfindung und durch die Unmittelbarkeit seiner Darstellung, die es vor den hochdeutschen Gedichten seiner Zeit vorteilhaft unterscheidet. Auch Vers und Strophenbau verraten ein nicht gewöhnliches Talent.

Bann d`a Gräumet of d`m Boore
höt e Eng de Burn Ähr Last,
dass esse of d`r Schwalm de Moore
dass m`r Ähm zur Kärmes gast.
Wecksäpp, Flesch ðh HÄrschebrei
esst m`r ðh trenkt Bier d`r bei.

Das ganze Gedicht ist offenbar als Brief an einem Freund gerichtet gewesen, um ihn zur Kirmes einzuladen. Die Sprache ist derb und flüssig, aber nicht immer ganz richtig. So dürfte es nicht zur Kirmes heissen sondern: uff die und nicht zu Lösshause sondern: so oder in (Str. 2); auch seresse (zerriessen) und ogeköft (angekauft) in der achten Strophe ist falsch, es müsste verresse heissen und geköft. Kleine Zugeständnisse werden auch dem Vers und dem Reim zuliebe ge-

nacht, aber doch nur selten. So Flause (Str. 2) als Reimwort zu Loss
hause, das nicht zum Reim passt. Dafür sind dann auch einige seltener
Wörter verwendet: äckescht (nur Str. 2), näcklich (nieulich? Str. 5)
ohndig (inzwischen oder vorgestern Str. 6), Schäller (Riegel, Str. 7)

In Lüder von Losshausen, Hessler nennt ihn Ferdinand, haben
wir den Ältesten uns bekannten Dialektlyriker des rheinfränkischen
Gebietes zu sehen. Seine Lieder gehen heute noch im Volksmund der
Schwalm, wenn sie auch im Laufe der Zeiten mancherlei Entstellungen
erfahren haben. Dass sie sich bis heute erhalten konnten, ist wohl
ein Beweis dafür, wie eng sich der Verfasser dem Volksempfinden ange-
schlossen hat.

Das gilt auch von den beiden Gedichten des Salinenrates
Karl Friedrich Langsdorf, die aus dem Jahre 1794 stammen und zu dem
Besten zählen, was im hessischen Gebiet in dieser Art vorhanden ist.
Das erste Gedicht: Der Fleischträger Römer, das Künzel-Soldan
(S. 513 ff) nebst mehrseitigen Erläuterungen abdruckt, schildert in
16 fünfzeiligen Strophen einen Besuch des seiner Zeit sehr bekannten
Netzgers aus Langd bei den Eltern des Verfassers, der 1772 in Bad
Homburg geboren ist und 1852 in Salzhausen starb. Das Gedicht schil-
dert mit drastischem Humor, wie Römer dem Verfasser seine Schicksale
erzählt und dabei nach der Art der Kleinen Leute vom hundertsten
ins tausendste kommt.

Sprache und Ausdruck des damals zweiundzwanzigjährigen Ver-
fassers treffen den Volkston aufs glücklichste, wenn er mitunter
auch, wie, ich weiter unten belege, der Schriftsprache zu nahe kommt,
und geben in ihrer ungeschminkten Natürlichkeit und Derbheit nicht
nur eine sicher unrißene Charakterstudie sondern auch eine wertvolle
Sprachprobe aus dem Niddatal.

Wai gitts, Härr Langsdorf? goure Dooch'
Do sai er jo mennannr!
Doos gung dr mol en aanr Raasch'
Aich hun uoh Schdakkär Gisseflaasch,
Aas schiinr wai da annr'

Sprachlich ebenso wichtig ist der von Firmenich (II, 103 ff) abgedruckte Dorfnachtwächter, der in 58 vierzeiligen Strophen die Betrachtungen eines gemütvollen Alten in der Neujahrsnacht schildert:

Neujears-Noocht; Loss maich met Gkesaa
Elf Auer ezzed bloose'
Aich stunn hei mourerseelche laa
Ass Wächter durch dei Stroose.

Die Wanderung durch das nächtliche Dorf gibt ihm nun Gelegenheit den Schicksal der einzelnen nachzusinnen, hier Fröhlichen, dort Traurigen im Vorübergehen zuzusehen, um dann zur Mitternacht mit einem Regenswunsch das neue Jahr auszurufen.

Es fraarig Jobr der gaase Wält'
Fort Krankhet, Gkrook un Sorje'
Ach dass, wei aich, uns Hergott wölt'
Se wern mer all gkeborje.

Besser ist jedoch die Mundart im Fleischträger Römer wiedergegeben, als im Dorfnachtwächter, der mitunter bedenklich ans Hochdeutsche streift. Schon gleich das erste Wort ist falsch, denn die Mundart betont das Wort Neujahr auf der ersten Silbe. Dass in der dritten Zeile des Gedichtes mourerseelche laa steht, ist wohl nur ein Druckfehler bei Firmenich; es muss mourerselch laa heissen. Die Schwierigkeiten, die sich der schriftlichen Wiedergabe einer literarisch noch nicht festgelegten Mundart entgegenstellen, hat Langsdorf im allgemeinen recht glücklich überwunden. Er hat auch trefflich beobachtet, dass das Bindewort "und" ganz verschieden lautet, und er gibt es deshalb ganz richtig bald mit en, bald mit on oder un wieder. Auch ien kommt in der lebendigen Rede vor. Der Satzbau ist dagegen oft Hochdeutsch; Praeteritum ist nicht selten. Im Fleischträger sagt er z. B.

Ass gäst koom aich vuu Laabach här;
Do goobs e Schniweschüsse. (Strophe 2)

Woid woer aich; sätz maich hinnäre Baan
Do koom e Dunnärwärer. (Str. 4)

Aich koom uch itst som Sobberärndent,
Aer ass sann Abbets Schinke. (Str. 11.)

Das ist beim Nachtwächter vermieden, weil das ganze Gedicht nichts

anderes ist, als ein Selbstgespräch in Praesens. Allerdings ist das Praeteritum in den oberhessischen Mundarten noch viel häufiger als in den anderen hessischen Dialekten; vor hundertzwanzig Jahren mag es wohl noch öfter verwendet worden sein als heute, wo nach meiner Wahrnehmung krôch oder weniger gut kraach als Praeteritum von kriegen noch gang und gäbe ist.*) Besondere mundartliche Formen und Wörter sind selten, was durch die Studienzeit des Verfassers bedingt sein mag, vielleicht auch durch die Nähe Kiddas mit seiner städtischen Mundart. Im Fleischträger sind sie häufiger als im Nachtwächter. Da verwendet er beispielsweise: schduurn (Str. 7, rheinhessisch diere), für gespannt betrachten, dekk (Str. 10) für oft, Abhete (Str. 11) für eben, uffrichtig (Str. 12) für bieder, wurre (Ebda) für nicht wahr? offgewäkkdär (Str. 13) für vergnügter, izzed (Str. 14) für jetzt und endlich väraanärt (Str. 16) für verheiratet.

Ausser diesen beiden Gelegenheitsgedichten werden Langsford noch einige hochdeutsche Gedichte zugeschrieben. Der ungenannte Gewährsmann Firmenichs nennt vor allem das Bekannte: Hinan, hinan, auf Deutschlands Abendhügel.

Einer der bedeutendsten Mundartdichter des rheinfränkischen Gebietes ist Friedrich Lennig. Er erreicht mit seinen mundartlichen Poesien eine ungewöhnliche Höhe, obwohl sie alle aus karnevalistischen Vorträgen entstanden sind, und ist bis heute der klassische Vertreter der rheinhessischen Dialektdichtung. Keiner nach ihm hat ihn erreicht, obwohl es ungefähr tausend mainzer Fastnachtlieder gegeben hat. [Friedrich Lennig ist am 3. November 1796 zu Mainz geboren und besuchte zunächst das Gymnasium, dann den philosophischen Kurs des bischöflichen Seminars. Er lebte dann einige Jahre in St. Gallen um die Kaufmannschaft zu erlernen, widmete sich aber schon frühzeitig ganz seinen Liebhabereien und starb in Mainz bei einer Expedition am 6. April 1838.

Seine Uebersetzungen wie die des letzten Minstrels von W.

F. Scott (Mainz 1829) sind längst vergessen, und von seinen Gedichten, Etwas zum Lachen, die Carl Altendorf bei Reclam wieder herausgegeben hat, sind allein seine mundartlichen Verse wertvoll, sowie ein kleines Theaterstück, Die Weinproben, das wahrscheinlich als Eröffnungsscherz zu einer karnevalistischen Aufführung wurde. Sehr wirkungsvoll ist hier die bauerliche Mundart des Winzers Umschütt der städtischen der anderen Personen gegenübergestellt, was er nur noch einmal, im Geldwecker, versucht hat. Mit Ausnahme der paar Worte des entlarvten Franziskaners (S. 77, f) hat er sonst nur die bauerliche Mundart verwendet. Wie aus seinen Gedichten hervorgeht, hat er die Mehrzahl davon im Gewand eines Bauern selbst vorgetragen, wie das bei Fastnachtsveranstaltungen des Mainzer Karnevalsvereins so üblich ist, Wilhelm Clobes berichtet in seinem Mainzer Narrenspiegel, dass Lennig mit Langenschwarz und andern zu den gefeiertsten Karnevalsrednern gehört hat. (Seite 21)

Er selbst sagt (Der Bauer nach der Kur von Wiesbaden.) 1. Zeile)

Do sein eich' Gott sei Dank, dass ich do sein.

Das gäbe keinen Sinn, wenn er nicht auf das Podium getreten wäre.

Deutlicher wird das in Jerjels Studien (Anfang):

Eich brauch en eich nor korn ewel zu nenne;
Ehr misst mein Jerjel so vun vorrem Jahr noch kenne.

und aus dem Schluss seines erstgenannten Gedichtes:

Ja scheen - Mein Knolle Geld war fort in saner Woch,
Die Knolle von mein ausicht, adjees, die hunn eich noch.

Aus dieser besonderen Art ergibt sich denn die fast beispiellose Sicherheit im Gebrauch der lebendigen mundartlichen Rede. Stoffe und Quellen sind ihm, wie den meisten Fastnachtsdichtern in Mainz, die Bauern der Umgegend; ihr Wesen hat er meisterhaft erfasst und mit derben und grossen Strichen dargestellt (Die Standeswahl, Anfang):

Aankol for allemol, eich kanna so manteneere,
Eich sein e schwerer Mann, mein Jerjel muss studeere.
Was brauch m'r dann an Geld se leiße? loscht!

Un wann michts aah dreihurnert Gille koscht.
Un wär eich su arem als wie Job,
Der misst studeere, er hor en grausam güre Kopp.
-ein Noehber seiner, ar heest Schambedischt,
Hot in der Stadt e Prügia erwischt;
Un dar - wie soll eich sah? e wunzig klaaner Krotze,
Hot in der christlich Lehr' weit hinner weim gesotze.
Des ganz Ort muss mer' sch siehn, eich schwör' sch fescht
un gewiss,
Dass weiner aah net uff des Herrn gefalle is.

Er besitzt den vielgerühmten rheinischen Humor, mit dem ja ein gut Teil Derbheit, ja "Robheit" gepaart ist, aber er ordnet ihn seinen höheren künstlerischen Gesichtspunkten unter, und schafft so zum Unterschied von der Mehrzahl der anderen "Narrballadichter" keine burlesken Karikaturen sondern leibhaftige Menschen. Der Humor des Wortes, der Humor der Situation und der Humor der Charakterisierung ist ihm eigen wie kaum einem zweiten; durchaus eigenartig entfaltet er nach streng realistischen Grundsätzen seinen Stoff, den er trotz alles Scherzes mit sittlichem Ernst durchdringt. So ist die Geschichte Jerjels obgleich sie eine Reihe von Fastnachtsworträgen ist, eine köstliche Humoreske, die Lennigsche Jobsiade, aber letzten Endes doch eine völlig ernsthafte moralische Erzählung, wenn man den Blickpunkt nur um eine Kleinigkeit verschiebt. "Sein Stoff ist nicht der einzelne Witz, sondern der ganze Mensch. Er strebt stets, das Gesamtbild seines Charakters herauszuarbeiten," sagt Altendorf treffend in seiner Einleitung (S. 6) Und er vollendet es mit Meistertand. Die Mundart verwendet er mit fast vollkommener Sicherheit, sowohl die städtische als auch die ländliche. Ob er erzählt, wie sich ein paar Bäuerinnen unterwegs über ihre Nachbarn unterhalten oder über ihre Erlebnisse auf dem Markt in Mainz, ob er einen Bauern darüber reden lässt, was Kindersucht eigentlich sei oder ob er den mainzer Geldmakler auftreten lässt, er ist immer durchaus sicher im Ton. Der Reim ist es manchmal und der Vers, die ihn ein wenig stören. Da kommt es zu Schiefheiten und zu Zwang. Da verwendet er einmal ein Wort, das der Mundart fremd ist, wie: ersinnen (S. 11) mit heflliche Gebärde (S. 21.); reimt (S. 12) was auf das, das in der Mund-

art des lautet, schreibt: en Buwe statt Bub (S.18). Auch gegen den Satzbau fehlt er nicht; so sagt er:(S.16) in Stadt für in die Stadt, met blooem Aag für mit em e blooe Aag, und noch manches andere, aber das ist nur in seinen ersten Gedichten. Die Weinproben und die Jerfeliade sind frei von solchen Verstößen. Im Verhältnis ist nur wenig, und das ist ja auch selbstverständlich, denn die Beherrschung der küsserlichen Mittel ist ja nicht besonders schwierig, wenn man stofflich innerhalb der mundartlichen Grenzen bleibt. Dabei bringt er eine Fülle von rein mundartlichen Formen und Wörtern und zwar in solcher Masse, dass Karl Altendorf seiner Ausgabe ein umfangreiches Wörterbuch angefügt hat, das sehr wertvoll ist. Zusammen mit den Wörterverzeichnissen, die Jean Dremmel seinen drei Bänden Mainzer Volkshumor beigegeben hat, ist da eine recht umfangliche Grundlage geschaffen für ein rheinhessisches Wörterbuch, das seltsamer Weise immer noch fehlt.

Neben der köstlichen Geschichte von Jerfel, der nach des Vaters Wunsch studieren soll, um schliesslich als invalider Hanswurst reumütig heimzukehren sind die Weinproben das bedeutendste, was er geschrieben hat. Das erste ist ein klassisches Zeugnis für die bäuerliche Mundart des mainzer Landes, das zweite das treueste Denkmal der städtischen Mundart.

Wie viele andere Dialektdichter kommt auch Lennig in seinen hochdeutschen Arbeiten nicht über den Dilettantismus hinaus, ein beredtes Zeichen für die sprachschöpferische Gewalt der Mundarten, in denen der Geist des Volkes am reinsten und klarsten fliesst.

Das beweisen auch die Gedichte von Friedrich Ludwig Karl Weigand (1804-1878), der sich vor allem durch sein Deutsches Wörterbuch einen Namen gemacht hat. Seine mundartlichen Poesien sind nie gesammelt erschienen und bei den Drucken in den verschiedenen Zeitungen stets ohne seinen Namen, aber die Mehrzahl von ihnen ist volkstümlich geworden. Hellauf, aber im Banne der Schriftsprache, sagt er:

Die Wearrerah, die Wearrerah
Dai eass vom deutsche Reich die Ah'
Do wiht d'r Wahes eann Gehrscht eann Koarn,
Eann ahch die Rus(') ehm Hecked'oarn,
Eann uff de Aeppelbehm d'r Weih
So gout ass wai e kimmt vom Rheih
Die Wearrerah soll leawe!

Daneben stehen in der Hauptsache noch Liebeslieder, wie das weithin bekannt gewordene Carmen eroticum, das Owetlidsche und D's Amiche, mein Schätzli:

Ihr sölht ämol mainh Ami sihh,
Doas Madche hott sainh Mucke'
Eann wann Dou mahnt, sai war niht schihn,
Do wirscht de daich vergucke.

Aich sahnhe, aich hunh se goar esse ihib'
Aich mehgt se bahl kefreasse'
Kan Abgebleak - sayn aich ä Dhäib!-
Könnt aich dr sche vergeasse.

Viel mundartliches hat Weigand nicht geschrieben. Wir wissen nur von neun vollendeten Gedichten in wetterauer Mundart, neben denen noch einige hochdeutsche stehen, die gänzlich ohne Belang sind. Dazu kommt dann noch ein Poem im jüdischen Dialekt seiner Heimat und 11 Gedichte, die Bruchstück geblieben sind. Ausserdem hat er noch ein paar Sagen aus der Umgegend von Staden veröffentlicht und eine köstliche Geschichte: D'r Fuhrmann, die in Mannhardts Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde (Band 3 S. 36-46) herauskam und nebst vielen anderen poetischen Arbeiten Weigands im oberhessischen Wörterbuch von Creelius (S. XXXIII-LX) wieder abgedruckt ist. Sein erstes Gedicht: D's Amiche mainh Schätzli, erschien in den wöchentlichen Unterhaltungen, Extra-Beilage zum Frankfurter Journal vom 1. August 1830, stammt also aus seinem ersten Semester, denn am 26. Mai desselben Jahres war er nach freudlosen Lehrerjahren als stud. theol. in Giessen eingeschrieben worden. Ursprünglich und einfach im Gefühl, echt und natürlich im Ausdruck, kann er sich doch nicht immer ganz in den Vers finden und nimmt deshalb oft zu Anrufen seine Zuflucht, die nicht selten störend wirken wie das "Sain aich e Dhäib" im oben

scher Eltern geboren wurde. Er besuchte die Gymnasien von Frankfurt und Darmstadt, wurde Buchhändler in Wien, wo er zum katholischen Glauben übertrat, und bereiste dann fast alle grösseren Städte des europäischen Festlandes als gefeierter Vortragskünstler. Seine erste Improvisation im Münchener Hoftheater erregte solch ungeheures Aufsehen, dass Gabelsberger sie kurzschriftlich aufnahm und im Druck herausgab (1830). Später studierte er Medizin, bereiste Deutschland und Frankreich als "Wasserdoktor", liess sich dann in New-York als Arzt nieder und ist dort seit 1867 verschollen. Um 1840 hatte er in Frankfurt eine Zeitschrift herausgeben wollen, und um dieselbe Zeit war er in Mainz der gefeiertste Karnevalsdichter gewesen. Doch das dritte Heft seiner "Bergerlichen Haacklichkeit" hatte, wie aus dem 22. Band des Grillparzer Jahrbuches hervorgeht (Karl Glossy): Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz, S. 173), so viel Staub aufgewirbelt, dass er sich nicht halten konnte.

Er war unermüdlich tätig und hielt die Menschen dauernd in Atem. Goedeckes Grundriss führt eine Unzahl wissenschaftlicher und poetischer Werke von ihm an. Nur ein verhältnismässig kleiner Teil davon ist mundartlich, aber was vorhanden ist, das beweist eine ausserordentlich scharfe Beobachtungsgabe, einen ungewöhnlichen Witz, eine verblüffende Kunst, mit wenigen Worten eine Person derartig zu schildern, dass sie leibhaftig wird. Askenasy behauptet, dass sein Dialekt nicht einwandfrei sei, aber das ist ein Irrtum. Askenasy urteilt nach der Frankfurter Stadtmundart, während Langenschwarz die bäuerliche Mundart der Umgebung verwendet und zwar mit einer ungemainen Gewandtheit und Flüssigkeit. Viele andere haben uns ebenfalls den Frankfurter Kleinbürger in seiner etwas gemüthlichen, etwas lässigen und doch auch etwas lebhaften Art geschildert, aber das Landvolk besonders die handfesten Bäuerinnen des Mittelrheingebietes, hat keiner wie er zu schildern vermocht. Nicht nur ihr Gehaben hat er ihnen abgelauscht, nicht nur ihre Worte, ihre formelhafte Unterhaltung, die man auf den

mittelrheinischen Märkten in derselben Art noch heute hören kann, sondern auch ihre innersten Gedanken. Wie er sie mit heiterer Gelassenheit in die meist recht kurzen Szenen heineinstellt und bisweilen bitter lächelt bei ihren nichtigen Erlebnissen, das hat ihm kaum ein anderer nachgemacht. Madame Knollpudel oder der Lehrer Säggbock, Herr Bimbler, oder Herr Butzig, die er in seinen Bergerlichen Haarnlichkeiten aus der Umgegend oder verbottene Blicke in unverbottene Familiensstücke (4 Hefte, 1838-1841) auftreten lässt, sind unvergessliche Typen. Von seinen weiteren Arbeiten gehören hierher noch: Die Gegenwart im Guckkasten (1841), und Pariser Haarnlichkeiten oder die Sachsenhäuser in Paris (1846), die beiden dieselben Vorzüge aufzuweisen haben, wie die Bergerliche Haarnlichkeiten. Eine gute Auswahl aus seinen Schriften hat Hans Ravenstein besorgt, der "Vergessene Dichtungen in Frankfurter und Sachsenhäuser Mundart von M.L. Langenschwarz, J.W. Sauerwein und J. Löhr zur Erheiterung für unsere Feldgrauen und die Daheimgebliebenen" im Jahre 1916 herausgegeben hat. Fälschlicherweise datiert er "Die Einguetierung in Sachsenhausen" vom Jahre 1792 während es sich wohl um 1827 handelt.

Nicht eigentlich in diese Reihe gehört Franz von Kobell, der hervorragende Mineraloge der Münchener Universität (1803-1882), denn die pfälzische Dialektliteratur soll in einer späteren Schrift besonders behandelt werden. Er gilt heute noch als Bayerns erster mundartlicher Dichter, und seines Gedichten in oberbayrischer Mundart sollen auch von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus bedeutend sein. Seine Gedichte in pfälzischem Dialekt sind das keineswegs, sie sind durchaus hochdeutsch empfunden und schreiten daher wie maskiert. So gleich das Gedicht: Vorwort wegen der Schreibart § (§).

Wer kann so liebe Glockeklang
So schreibe, wie er klingt,
Un wer kann schreibe mit der Schrift,
Wie sehee an' Ansel singt?
Des kann mit aller Müh ke Mensch,
Denk nor e bissche noch.
Un wie mit Glock un Vechlsang
Is 's mit der pälzer Sprooch.

Ebenso ist es mit den anderen Gedichten dieser Sammlung. Es sind oft recht lustige, recht anmutige, recht zierliche Verse, hübsch er funden, witzig und gefällig, vorgetragen, aber es ist im Grunde keine Dialektdichtung. Das bodenständige, charakteristische und besondere fehlt völlig, und leider ist gerade diese süßlich verwässerte Romantik zum Muster neudeutscher Dialektpoesie geworden. Sie entsprechen aber dem wahren Volkscharakter nicht anders als etwa die Bilder Defreggers oder Kaulbachs, die auch nur maskierte Stadtleute gemalt haben statt echter Tiroler Bauern.

Ganz anders steht Karl Gottfried Nadler da, der am 19. August 1809 zu Heidelberg geboren ^{ist}. Er ist der typische Vertreter der Pfalz. Schon als Student hatte er eine Reihe hochdeutscher Gedichte ins scherzhaft umgebildet, ihrer Schärfe wegen aber nicht erscheinen lassen. Ein satyrischer Roman, den er während seiner Berliner Semester schrieb, verschwand kurz vor der Drucklegung auf unerklärliche Weise. Als junger Rechtsanwalt kam er wieder mit der Landbevölkerung in engere Berührung und sammelte eifrig allerlei volkskundliches Material, vor allem die Lieder seiner Heimat, und wurde dadurch auch neuerlich zu eigenem poetischen Schaffen angeregt. So erschien 1847 seine bekannte Sammlung: Fröhlich Pfalz, Gott erhalte! In dem Vorwort legte er seine Absichten und seine Ziele eingehend dar, wie ich das bereits in meinem Vorwort geschildert habe. Und diese Ziele hat er fast völlig erreicht. In vielem zeigt er sich, was auch Brümmer anerkannt, als ein würdiger Schüler Hebels. Die Gefühle des Volkes gibt er mit Mutterwitz gewandt und oft mit dichterischer Tiefe und Innigkeit. Eigentümlich und bezeichnend sind seine Trinklieder, die alle einen geistreichen Frohsinn ausstrahlen. Manche Stücke sind freilich auch nur Zerrbilder aus dem aufgeregten staatsbürgerlichen Leben der vierziger Jahre, für deren Bedeutung Nadler offenbar das rechte Verständnis gefehlt hat. Alles in allem aber offenbart er ein starkes und ursprüngliches Talent für die Darstellung des volkstümlichen Lebens. In den Tagen der Revolution dichtete er sein beissen-

des Spottlied auf Heckers Zug und später auch auf Struwes Einfall in Baden, wodurch er sich die im Fluge errungenen Sympathien rasch wieder verscherzte. Ja er war sogar vielfachen Bedrohungen und Beleidigungen ausgesetzt, als die Aufständischen sich um Heidelberg sammelten. Die Aufregungen hatten seine ohnedies schwache Gesundheit schwer erschüttert, seine Kräfte verfielen, und eben vierzig Jahre alt, starb er am 26. August 1849.

Wie Lennig, für den er in der Vorrède eine herzliche Verehrung bekundet, verwendet er sowohl die städtische Mundart als auch die ländliche der Pfalz und beide mit fast vollkommener Sicherheit. Dem Reim zulieb vergeht er sich manchmal gegen den Satzbau; wie in seiner *Strauweprob*, Strophe 6:

's isch jonit erwacht jets erfunne,
's war schon so zu ihrer Zeit,
Und e mancher alder Kunne
Däht recht gern noch küsse heut.

Es müsste heißen: heit noch kisse. Auch hochdeutsche Formen gebraucht er gelegentlich, wo es den Bau des Verses fördert, wie in der drittletzten Strophe von "Bürgerlich, nit romantisch": (Reclam, 111 ff)

Keiß Fraa is keen gelehrdes Haus.

Entsprechend seiner Absicht, das Volk in seinem Denken, seinem Leben, seiner Ausdruckweise so darzustellen, "wie es nun einmal ist", bringt er allerhand Sagen, Schwänke, Erzählungen, Uebertragungen, hochdeutscher Gedichte, wie Bürgers Kaiser und Abt, aber auch mundartlicher Poeme wie Grübels: Ich kann nix dafor, und rein lyrische Stimmungsbilder.

Wann d' je in der Ghannsdagsnacht fische fährt
Uf de Meckar in der dunkle Nacht,
Wann d' im Schtrom um Hilf was rufe hört,-
Junger, merk ders un nimm dich in acht!-
Un wanns laut't, als wann eener vertrinke will,
Bleib schtill, um Gottes wille, bleib schtill!
Der Meckar is 's selwer, er hot die Nacht,
Er verlangt e lewendigi Seel die Nacht.

Wann in der Ghannsdagsnacht eener bad't
Im Meckarschtrum, in der waarne Nacht,
Befehl er sich Gottes allmächtiger Unad,-
Er is hiß, wannen die nib bewacht.
Wanns Wasser reißt, do hebt sich e Hand,

Die ziehd en in Schtron, - er keent ans Land'
Der Neckargeischt is es, er hot die Macht,
Er verlangt e lewendige Seel die Nacht.

Drei Dag lang find't mar de Dodte nit,
Drei Dag lang und drei Nacht,
Am virde erscht bringt en's Gewässer mit
Aussem Grund ruf, und rauscht mit Macht.-
Dö seht 'r jo, 's is keef nadürliches Ding:
Er hodd um de Hals rum en bloce Ring'
Der Neckargeischt war's' - Er hot die Macht,
Er holt sich e Seel in der Ghannsdagsnacht.

Die Sprache des Gedichtes ist recht ungetreu. Das Wort Strom ist nach einer Kenntnis der rheinfränkischen Mundart durchaus fremd, sicherlich in der Zusammensetzung Neckarschtron. Auch "lautet" ist hochdeutsch, "vertrinken" in dem Sinne des Ertrinkens, und ~~Nacht~~. Im drittletzten Vers der zweiten Strophe ist vor Strom der Artikel ausgeschieden; nit ist assimiliertes nit. Gottes allmächtiger Gnad ist reines Hochdeutsch.

In der dritten Strophe müßte es heißen: NÄcht statt Nacht, Gewässer ist hochdeutsch, ebenso mit Macht. Schliesslich ist die Endsilbe in nadürliches falsch.

Das ganze Gedicht ist aber, wie ausdrücklich festgestellt werden muss, nicht durchaus bezeichnend für Nadlers Mundart; sie ist sonst im allgemeinen besser behandelt.

Nadler war auch der erste, der die Politik in den Kreis der mundartlichen Dichtung zog, wenn auch eben auf seine Weise. Jedenfalls gehören die Erlebnisse des Herrn Christoph Hackstrumpf, weiland Schuhmacher und Volksredner, Partikulier und Bürgergrenadierhauptmann, Ratsherr und Inhaber einer goldenen Schnupftabakdose zu den lustigsten, die er geschrieben hat.

Seiner Fröhlich Pfalz ist auch in der Reclamschen Ausgabe ein umfangreiches Wörterbuch beigegeben, in dem die seltenen Ausdrücke und die rein mundartlichen ausführlich behandelt sind. Die Bauernmundart ist besonder gekennzeichnet. Auch ein kleines Grammatik hat Nadler seiner Sammlung beigegeben.

Friedrich Stoltze.

Es is kää Stadt uff der weite Welt,
Die so herr wie bei Frankfort gefällt,
Un es will wer net in mein Koop erei,
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei'

Der beste Mensch is e Aemfernis,
Wann err net häch von Frankfort is.

Fr. Stoltze.

Mit Kadler trat eine Stockung in der mundartlichen Dichtung des rheinfränkischen Gebietes ein. Ausser einigen in Zeitungen zerstreuten Gedichten in Nassauer Mundart von E.F. Hangard aus Usingen (1811-1865) finden wir nur noch die karnevalistischen Dichtungen in den rheinischen Städten; sonst ist alles stumm, alles niedergedrückt von den Ereignissen. Die Zeit war für die mundartliche Dichtung zunächst ja auch ganz schlimm, fast noch schlimmer als die zwanziger Jahre, da der Rausch von 1813 längst in einen wüsten Katzenjammer übergegangen war. Ueberall machten sich die stärksten rückläufigen Bestrebungen und Strömungen geltend, und zwar nicht nur in der Politik und in der Kirche sondern auch in dem literarischen und in dem gesamten öffentlichen Leben. War die Lyrik der vierziger Jahre, von dem vielfach unterschätzten Grafen von Strachwitz abgesehen im wesentlichen liberal oder gar revolutionär gewesen, so galt jetzt Emanuel Geibel, der "Hofdichter" als der grösste deutsche Dichter, mindestens aber als einziger, wirklich einzigartiger Lyriker, und die christlich-klerikalen Poeten, meist nur kleine Begabungen, sangen stillvergnügt und gottselig ihre Reime in die Welt. Besonders bezeichnend für diese Zeit sind aber Scheffels Kneiplieder, denn sie sind nicht, wie meist wohl

angenommen wird, ein Zeichen seiner überströmenden Burschenlust, seines seligen Studententums, sondern eines verzweifelten Unrates, zähnschneidender Selbstbetäubung, aber man muss doch Theobald Ziegler beipflichten, wenn er in seiner grossen Werk: Die geistiger und sozialer Strömungen im 19. und 20. Jahrhundert (S. 268 ff) meint, dass an diesem Ersäufen einer idealosen Skepsis in Wein damals doch recht viele auch ihre Freude hatten. Doch diese Lieder haben trotzdem noch einen viel grösseren poetischen Wert, als die einstmal hochgefeierte Auaranth mit ihrer süsslichen, verwässerten Spätromantik, der auch Ott Requettes Waldmeister und Scheffels Trompeter von Säckingen zu einem Teile noch angehören. Gerade Scheffels Trompeter ist in seinem unkünstlerischen, konventionellen Schluss ein unverkennbares Zeichen für die "contrarevolutionäre Tendenz" der Zeit, die wir noch zwanzig Jahre später in Webers Dreizehnlinden wiedererstehen sehen. Mitten im Getriebe dieser ärmlichen, welt-scheuen Zeit aber stand ein Mann, der zu den gefeiertsten Lichtern des rheinfränkischen Gebietes gehört, stand Friedrich Stoltze, der grosse Demokrat und Freiheitsmann, der in seinen Dichtungen wie kein anderer das Wesen und Wollen seiner Mitbürger geschaffen hat.

Ihm und seiner Leistung ganz objektiv gerecht zu werden ist ausserordentlich schwer, wenn man seine Werke vom Standpunkt des Sprachforschers aus betrachtet, denn er empfindet durchaus hochdeutsche und gebraucht den Dialekt rein als wirkungsvolles Stilmittel. Aber in allem, was dieser rastlos tätige Mann im Laufe eines langen Lebens geschrieben hat, schlägt das unermüdliche, warme Herz eines wahrhaft guten Menschen, der sich durch Leid und Not zu reiner Humanität empor geläutert hatte und von dieser hohen Warte aus alles mit seinem köstlichen, unversiegliehen Humor verklärte. Wie Hans Sachsen hatte auch ihn die Muse berufen, "sein Sach schwankhaft dem Volk vorzutragen."

Friedrich Stoltze war am 21. November 1816 zu Frankfurt a.M.

als Sohn eines zugewanderten Gastwirtes geboren. Er erhielt eine vorzügliche, für seine damaligen Verhältnisse ungewöhnliche Erziehung die eine zeitlang auch von Dr. Textor, dem als Verfasser des Prorektor bekannten Reffen Goethes geleitet wurde. Der sonderliche Mann führte ihn auch ernsthaft in das Studium der Frankfurter Mundart ein, indem er ihm, wie Pröllig in seinem bedeutsamen Buche Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. erzählt, eine kleine Grammatik und ein Wörterbuch anlegte. Sogar bei seinen ersten poetischen Versuchen unterstützte ihn der verbildliche Lehrer, der ihn auch zu mundartlichen Dichtungen anregte. So entstand bereits 1831 das erste Dialektgedicht Stoltzes.

Der verliebte junge Altegässer.

Seit ich sife in Bernem traf,
Bin ich um mein goldne Schlaf,
Is merr ganz vor eweviel
Tuwack, Kaart un Kegelspiel.

Seit dem Walzer bei'm Mattern,
Leucht kää Mond merr un kää Stern
Un kää Appel in em Kranz,
Bis ich widder mit err dans'

Ach, ihr Atem war so waarm'
Un so mackelig ihr Aarm'
Un ihr Guckelcher so siess,
Dass mers noch ganz annerscht is.

Jagd un Wald is mer verlääd,
Un uff meine Sticker frää
Mich kää Bääz mehr un kää Blanz,
Bis ich widder mit err dans'

Is häch Frankfort noch so schee,
Hats häch noch so viele Späh,
Wann ich sie nit widder guck,
Hust ich uff die ganz Matschbuck'

Endur werdd kää Wort geschwätzt
Un kää Kapp krakehl gasetzt
Un mei Lewe hat kää Glanz,
Bis ich widder mit err dans'

Schon dieses erste Gedicht zeigt Stoltzes Eigenart, seine Vorzüge un seine Schwächen vollkommen. Der glatte, flüssige Vers, der ungesuchte, leicht erraffte Reim, dem Syntax und Grammatik der Mundart unbedenklich geopfert wird, wie das später noch eingehender zu zeigen is

Auch der Blickreiz ist schon da. Nach dem Willen seines Vaters sollte Stoltze Kaufmann werden, wozu er aber wenig Lust bezeigte. Seine Verse hatten schon die Aufmerksamkeit von Marianne von Tillemer erregt, in deren Haus das Geschäft seines Lehrherrn war, und sie gab ihm den Rat, einfach aus der Lehre wegzulaufen. Da starb sein Vater im November 1833, dessen Gasthaus Zum Rehbock jahrelang ein Sammelplatz der "Demagogen" gewesen war, und Stoltze ging nun zunächst auf Reisen. Im Jahre 1841 gab er ein Bändchen hochdeutscher Gedichte heraus, das einen reichen, hochgebildeten Frankfurter Handelsherrn auf ihn aufmerksam machte. Dieser übertrug ihm zunächst eine Hauslehrerstelle und schickte ihn dann zu Fröbel nach Thüringen, damit er dort das System der Kindergärten studiere. Aber alles das sagte ihm nicht zu und nach mehrfachen Versuchen, ein eigenes Blatt zu gründen, wurde er Mitarbeiter an dem Hadermannschen Volksfreund. Von 1852 an gab er, angeregt durch seine Frau, Die Krebbelzeitung heraus, die in Frankfurter Mundart die Tagesereignisse besprach und die Zustände Frankfurts und der Nachbarstaaten kritisch beleuchtete, wie es vordem nur von den "Bütten" der Karnevalvereine aus üblich war. Im Jahre 1860 begründete er zusammen mit dem Maler Schalck die den Kladderatsch nachgebildete Frankfurter Latern, die der Mainzer Redakteur Karl Steigerwald einige Jahre später auf Mainzer Verhältnisse übertrug und zwar mit solchem Erfolg, dass Die Mainzer Latern bis zum Ausbruch des Krieges als Sonntagsbeilage des Mainzer Neuesten Anzeigers erschien. Hier wie dort waren stehende Figuren, aus Lokalstücken entlehnt, die Hauptanziehungspunkte. [Nach dem Einzug der Preussen musste die Frankfurter Latern ihr Erscheinen einstellen; alles, was in Schriftleitung und Druckerei noch *erhalten* wurde, wurde eingesogen, darunter sämtliche ältere Jahrgänge. Seine Sprache war den Herren aus dem Norden gar zu frei gewesen. Erst 1872 erschien sie wieder und brachte bis zu Stoltzes Tod zahlreiche treffliche Beiträge aus seiner Feder. Heute noch sind sie nicht alles gesammelt erschienen.

Als Friedrich Stoltze am 28. März 1891 nach langem Leiden verschied, starb auch Goethe, Frankfurts volkstümlichster und gefeiertster Mann.

Stoltzes Bedeutung liegt zunächst in seinen hochdeutschen Gedichten, die mit den Poesien Freiligraths, Hoffmanns von Fallersleben, Herweghs auf einer Stufe stehen. Auch der Einfluss Berangers, den er in Paris kennen gelernt hatte, und Viktor Hugos ist unverkennbar, namentlich in der Landschaftsschilderung. Grosse Schöpfungen gelangen ihm nicht, wie sein Roman Polen und Studenten beweist, und auch in seinen Erzählungen ist er oft recht weitschweifig und zerfahren. Dagegen ist er ein Meister in der Kleinarbeit, der sorgfältigen Detailmalerei, in der scharfen Charakteristik und in der Feinheit der psychologischen Begründung. Diese Vorzüge zeigen sich vor allem in seinen humoristischen und seinen mundartlichen Schöpfungen. Auf diesen beruht seine eigentliche Bedeutung. Wie seine zahlreichen Briefkastenantworten in der Latern beweisen, war er ein genauer Kenner des Frankfurter Dialektes, und die merkwürdige Tatsache, dass er ihn nicht immer richtig verstand, lässt sich nur daraus erklären, dass er ihm nichts anderes war, als ein Stilmittel. Das hat man nicht stets erkannt, denn in den Nekrologen und Gedenkblättern ist seine Bedeutung für die Frankfurter Mundart meist völlig überschätzt. So schreibt Dr. A. Haman in der Frankfurter Zeitung (1893 Nr. 288):
Wie Stoltze die Mundart gehandhabt hat, wie er seiner ursprünglichen tief Atem schöpfenden Charakteristik und dem blitzenden Humor jederzeit poetischen Ausdruck verlieh, das erscheint als eine phänomenale Verkörperung aller guten Eigenschaften der Dialektdichtung. Niemand hat in Deutschland ausser Reuter ein mundartlicher Dichter so an das Herz seiner Stammesgenossen gegriffen.

Ähnlich urteilt sein Biograph Johannes Präles, der das Frühlingslied den besten Schöpfungen Hebels an die Seite stellt.

Es geht e Engel durch die Welt,
Leis, leis, uff Strimb mit Zwickelzöcher,

Err hat sich ins Gebisch gestellt
Sei gehele Hergottsschickelcher.

Un wo der Frilingsengel zieht,
Da wölb'm gleich sich Bögelcher
Von Kerscheblit un Aepfelblit,
Un sirge alle Vögelcher.

Mit Rose schmickt die Heck sich aus?
Die freindlichen Gesichtercher,
Die Kauche sacht zur Wis eraus,
Dann iwwerall stehn Lichtercher.

Un wo der Engel zieht die Strass,
Da regente Blitesselcher,
Un iwwerall ins grüne Gras
Da streut er Himmelschlisselcher.

Komm, Schützi, komm, merr schleiche'm nach,
So still als wie die Häusercher,-
Doch was ich derr im Voraus sag:
Plick uff der Wis kää Sträussercher.

Un lass merr ja leileibe steh
Die Himmelschlisselblüemercher'
Was Himmel' - Is die Welt net schee
Un voller Engelstimmercher?

Un d du bist mei' Die Welt is mei'
Die mit em Kranz unwanne is;
Un kanns im Himmel scheener sei,
Wies jetzt bei und hier unne is?

Mir will die gesuchte Häufung von Diminutiven unerträglich erscheinen, weil sie aller Natürlichkeit entbehrt und auch rein künstlerisch betrachtet keineswegs als gelungen gelten kann. Das ist kein Stil mehr, sondern müßige Spielerei. So reden wir in unserer Mundart wohl einmal mit kleinen Kindern, aber nicht mit erwachsenen Menschen, und wenn es noch so treuherzig gemeint ist.

Neben diesen lyrischen Stimmungen nehmen die humoristischen und komischen Gedichte, deren Stoffe ihm einst der Tag zubrachte, einen viel weitern Raum ein. Er griff mit scharfem Blick für das Wirksame vielfach auf die alten volkstümlichen Formen der Schauerballade und der Monologe des Kasperltheaters zurück, deren Wesen er völlig erfaßt hatte. Daneben schöpft er aus dem reichen Born der mundartlichen Redewendungen und Floskeln, die der Stammeseigenart zufolge alle mehr oder weniger witzig sind, schlagfertig und treffend. Daher kommt es denn auch, dass wir bei den verschiedensten Mundartdich-

tern des rheinfränkischen Gebietes immer wieder die gleichen Bilder, Wendungen, Formeln und ~~ähnlich~~ Vergleiche finden, und dass ihr bester und reinster Humor der Humor der Grasse ist. Die kleinen Szenen von Langenschwarz sind oft nichts anderes als eine geschickte Aneinanderreihung solcher Formeln, und die Fastnachtsdichter ziehen ebenfalls ihre beste Kraft daraus.

Die Heimat trägt und nährt sie alle; darum finden wir auch die grosse Anhänglichkeit zur heimatlichen Scholle, die sich oft recht anmasslich äussert. Dem ureingesessenen Mainzer, der im Grunde seiner Seele ein ausgeachter Spiessbürger ist, geht nichts über Mainz. "Es gibt halt nor ^{abgemessenes} en Meenz'" lautet ein oft ^{abgemessenes} variiertes Sprichwort; ja "unsern Herrgott kaan nor en Meenzler sein'" heisst es. Demgegenüber singt Stoltze begeistert:

Es is kää Stadt uff der weite Welt,
Die so merr wie mei Frankfort gefällt,
Un es will mer net in mei Kopp enei:
Wie kann nor en Mensch net von Frankfort sei!

Un ~~ähnlich~~ wär'sch e Engel un Sonnekalb,
E Fremder is immer von ausserhalb!
Der beste Mensch is e Aerjernis,
Wann er net kääch von Frankfort is.

Was is des Ofebach for e Stadt!
Die hawwe's ganz in der Näh gehat
Un hawwe's verbasst von Aabeginn,
Dass se net kääch von Frankfort sin.

Die Bockemer hawwe weiter geblickt,
Die hawwe mit uns zusamme gerickt;
Die Bernemer awwer warn kääch net dumz,
Die gawe sogar e Milljon dadruz.

E Mäde von Hie, dass en Fremde nimmt,
Dess hat en vor was Höhersch bestimt;
Es macht en von Hie, un err wääs net wie;
E Rigeplackter is immer von hie.

E Mäde von draus, wann noch so fei,
Dhut immer noch net von Frankfort sei!
Doch nimmt se en hiesigen Berjerschoch,
So hat se kääch noch die Ehr derrvo.

Des Berjerrecht in de letzte Jahrn
Is freilich ebbes billiger warn;
Der Wohlstand awwer erhält sich doch,
Dann alles anner is dheuer noch.

So steuern merr fröhlich uffs Tornerfest!
Bald komme se aa von Ost un West,
Von Nord un Sid (in iwew dse Meern,
Gut Heill! Als ob se von Frankfort wärn.

Un wann se bei uns sich anesiern,
Dann werdd se der Abschied doppelt rihrn
Un gewwe mer recht un stimme mit ei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!

Das Gedicht erschien zuerst als Begrüßungsgedicht der Frankfurter Latern zum fünften deutschen Turnfest im Jahre 1880, das in Frankfurt begangen wurde, und wurde mit Begeisterung aufgenommen. Friedrich Stoltzes Name wurde weit hinaus getragen, und die Anfangsverse, die ich an die Spitze dieses Kapitels gestellt habe, sind in Deutschland wohl allgemein bekannt. [Die Hauptursache seiner Erfolg liegt bei Stoltze, wie bei ~~xxx~~ Fritz Reuter, in den politischen Zeitumständen. Im Jahre 1848 folgte als Rückschlag auf das Streben ins Allgemeine nun eine Hinwendung zum Besondern, wozu ein Aufblühen der mundartlichen Dichtungen notwendigerweise verknüpft war. Im Gegensatz zu der rhetorischen Lyrik, die von politischen Idealen sang, gelangte in der Literatur der Sinn für die besondere Wirklichkeit, für das Volkstümliche zur Herrschaft. Auerbach, Gutzkow, Freytag, Scheffel, Keller, Otto Ludwig, Schücking, Storm, Spielhagen errangen ihre ersten Erfolge mit landschaftlich bestimmten, ständisch begrenzten Werken. Hebel, Gröbel, Bitzius, Kobell, Malas, Sauerwein und andere Dialektdichter wurden wieder ans Licht gezogen und fleissig nachgeahmt. Nadler, Anton Sommer, P. J. Rottmann, Fritz Reuter und Klaus G. Groth kamen rasch nacheinander zu Wort und Ehren.

All diese Anregungen und Umstände wirkten nachhaltig auf Stoltze ein, zumal er mit Sommer, der in Rudolstadt eine Töcherschule leitete, persönlich gut bekannt war. Er schrieb und dichtete mit vermehrtem Eifer, aber leider schrieb er mitunter allzu ungehemmt darauf los, bewegt von der Sorge ums tägliche Brot. Mitunter gingen die Bogen mit nasser Tinte in die Druckerei, und wenn das auch der Ursprünglichkeit seines Humors vielleicht keinen Abtrag getan hat,

der mundartlichen Form, der poetischen Durchbildung, hat es sehr geschadet. Tatsächlich ist kein Gedicht von Friedrich Stoltze vorhanden, das keine Verstöße gegen die Mundart enthielte. Das Praeteritum, das unserer Mundart nur noch in einigen erstarrten Formen bekannt ist, findet sich vielfach, den Genetiv verwendet er, ja sogar das flektierte Partizipium, wie beispielsweise: Der Fall war e perplexter (I,31). Weiterhin kommen Wörter vor, die die Mundart nicht kennt, wie Edelkrawe (I,5); Verlegenheitsreime sind ungemein häufig, und die Beispiele für den Papierdialekt gar nicht zu zählen. Füllsilben fehlen natürlich auch nicht. Als Beispiele mögen die von mir angeführten Gedichte dienen. Im Alteghässer steht in der ersten Zeile des Praeteritum (traf) um des Reines willen, der übrigens unrein ist, denn es heisst: Schlaof; die drei kää in der zweiten Strophe müssten nasaliert sein; "ihr Atem" (Str. 3) ist hochdeutsch, es müsste heissen: ihrn Aodem, ebenso "ihrn Aarm"; "siess" und "is" sind unreine Reime. "Kää" in der vierten Strophe muss ebenfalls nasaliert werden; "Bääm" ebenso. Statt "viele" in der fünften Strophe müsste es viel heissen. "Guck" in diesem Sinne ist nur bei Stoltze zu finden. In der letzten Strophe muss kää wiederum nasaliert ~~xxxx~~ sein.

Im Frühlingslied, das ganz hochdeutsch empfunden ist, haben wir die Mundart, wie sie der Frankfurter Bürger spricht; demgemäss finden sich eine ganze Reihe schriftdeutscher Formen. Dass ein Engel durch die Welt geht, ist ein Gedanke, dem zwar durch den religiösen Kult Vorschub geleistet ~~xxxx~~ ist, der aber trotzdem weit über die Grenze der Mundart hinausgeht. "Leis" ist falsch; in richtigem Dialekt heisst es leise oder langsamhe. Statt Gebüsch sagt die Mundart Büsch. Herrgottsschickelcher ist rein hochdeutsche Bildung im Lautgewand der Mundart. Die Syntax der zweiten Strophe ist hochdeutsch, was besonders durch die letzte Zeile deutlich wird, die nur logisch mit dem Hauptsatz verbunden ist. Frühlingsengel und sieht sind hochdeutsch, ; es müsste "wölw en" heissen gleich: wölben ihr; Bögeler ist schön, aber hochdeutsch gedacht. Kerschblite müsste es heissen und Aappel-

blite, was dem Reim zuliebe unterblieb. Ausschmücken ist hochdeutsch; die lebendige Mundart kennt nur schmücken. Dann müsste es heissen: "aus de Wis e naus"; zur ist nicht mundartlich. In der vierten Strophe ist Straas Blickreim zu Gras, denn das erste a ist dumpf gleich ao, das andere offen. In der fünften Strophe ist Himmelschlüsselblümchen hochdeutsch. "Umwunne" in der letzten Strophe ist ebenfalls hochdeutsch; es müsste heissen: unndis en Kranz gewunne is.

In dem Lied von Frankfurt ist "weite" falsch; es müsste "weit" heissen oder besser weiti. Die zweite Zeile ist hochdeutsch gebildet. Richtige Mundart wäre: Die merr so gefällt wie weif Frankfurt. Bei Sonnenkalb (richtiger Sunnekalb) fehlt der Artikel. Falsch ist auch aach und Frää, wie er stets schreibt. Es heisst aach und Fraa, wie mir mehrere eingeborene Frankfurter versichern. Geblickt ist in der vierten Strophe wohl dem Reim zuliebe verwandt. Hier müsste geguggt stehen. Statt "hawwe gerickt" wäre sinn gerickt" richtiger. "Gawe" ist Praeteritum. "Wann noch so fei" ist hochdeutsch. "Wannis noch so fei is, müsste es heissen. "Jahrn" in der siebten Strophe hiesse richtiger Jahr, aber es soll der Reim auf warn herauskommen, der jedoch gewaltsam ist, weil es "Gaorn" heisst, eigentlich sogar "worn". Statt "dheuer" noch "müsste es "noch dheuer" heissen. "Die Meer" in der vorletzten Strophe ist wiederum ein Zugeständnis an den Reim; die lebendige Mundart sagt "iwwers Meer". In der letzten Strophe steht "sich" nach österreichischem Gebrauch an falscher Stelle. Es müsste heissen: Un wann se sich.

Seine Prosaarbeiten sind fast durchweg hochdeutsch gedacht, und dementsprechend ist die Mundart nur in ihrem Lautbestand richtig wiedergegeben. So im "warmen Deckel" (Bd. 3 der Werke, Seite 197 ff).

"Seraphine, die holde achtunddreissigjährige Jungfräa un Inhawerin von em e Ladegeschäft in Frankfurt, feierte mit em grosse Uffwand von Rihrung un Lohnkutsche, Glickwünsch un kalter Kich, alte Tante und siesse Wei, ihr glicklich Vermählung mit em nor versesh Jahr

jüngere Berferschsch. (Seite 197, Zeile 2 ff).

Die verkörperte Negation aller ästhetische Bedenke im schwarze Frack un Nankinghose un als Fortsetzung seiner Persönlichkeit en Strohhut uff dem Kopp. (S.198, Zeile 16 f)

„Als Seraphine am Arm ihres Schorsch ins Gastzimmer trat, sasse die zwää Englänner, ächte tothaarige un langbänige Söhne Albions, ganz in Nanking geklädt, in der Näh vom Eingang an em klääne Tisch bei ihrer Schachbart un blicktet schweigsam, unbeweglich un stur, als wärn se aus gelwe Sandstää gehau, uff ihr Schachbrett.“ (Seite 201 Zeile 13 f).

Keine Zeile, die die Mundart richtig wiedergibt, denn Stoltze war nämlich der Meinung, dass der Lautbestand das einzig wichtige wäre. Bedeutungsvoll ist es dagegen, dass er nur selten auf einen Kernwitz ausgeht, wie Kobell meistens, sondern der Stammesart getreu die gesamte Darstellung mit gutigem Humor durchleuchtet. Wie Lennig, der ihn in der Behandlung der Mundart weit übertrifft, ist ihm der Humor kein Stilmittel sondern recht eigentlich Weltanschauung, und darin ~~steht~~ steht er denn auch über den meisten anderen Mundartdichtern unseres Mittelrheinischen Gebietes, ja der meisten Dialektdichter, die gewöhnlich nur Spassmacher sind. Der tiefe, seelisch begründete Humor verklärt auch sein schönes Gedicht zu Schillers hundertstem Geburtstag, in dem mehr poetisches Gefühl steckt, als in manchem dickleibigen Goldschnittband.

Bedeutsam für die mundartliche Forschung ist sein reicher Sprachschatz; er ging auch ganz bewusst darauf aus, die Reichtümer des frankfurter Dialektes zu sammeln und festzulegen. Was er gerade darin geleistet hat, ist bis heute nur zu einem kleinen Teil bekannt; vieles liegt noch in den alten Bänden der Frankfurter Latern verborgen, vieles ist überhaupt noch nicht veröffentlicht.

So ist Friedrich Stoltze ein ausgezeichnete humoristischer Ich.

ter, dem auch mancherlei ernste und gemütvollte Gedichte gelungen sind, aber der klassische Dialektdichter, als der er immer wieder gerühmt wird, ist er nicht. Er bringt eben nicht die reine Mundart, sondern eine literarisch zurechtgemachte Umgangssprache, wie sie in den bürgerlichen Kreisen der alten Reichsstadt üblich ist. Daher erscheint es denn häufig, als ob er überhaupt nur ein verderbtes Hochdeutsch schreibe. Nicht selten ähnelt dann sein Stil dem Gerede des Drehermeisters Dumbach, dem wir in Ernst Elias Niebergalls Datterich begegnen werden.

Zahllos schier ist die Reihe seiner Nachahmer, von denen er vielen neidlos und oft allzu willig ein Plätzchen in der Frankfurter Latern gegönnt hat. Viele davon sind nur hin und wieder einmal an die Öffentlichkeit getreten. In Askenasys trefflichem Werk sind sie fast alle genau aufgeführt. Vergessen ist doch Heinrich Hoffmann, der Verfasser des Struwelpeter, der neben einigen anderen mundartlichen Gelegenheitsgedichten auch eins an Stoltze gerichtet hat: Das Gänsei, das recht gut ist und in der Frankfurter Kriebel- und ~~Wasse~~ Bröderscher ^{von} ~~Zeitung~~ ¹⁸⁵⁷ ~~Seitung~~ ^{4hr/2} sicher abgedruckt wurde. Allerdings, keiner der Nachahmer hat Friedrich Stoltze auch nur annähernd erreicht. Es ist meist nur belanglose hausmacher Arbeit, die weder wissenschaftlich noch poetisch in Betracht kommt.

Die anderen Dichter der Reaktionszeit.

Neben Friedrich Stoltze verschwinden die anderen Dichter der Reaktionszeit in unserem Gebiet fast völlig. Ein merkwürdiges und wertvolles Buch, das auch in seiner äußeren Herrichtung weit über das damals übliche hinausragte, gab im Jahre 1850 der Verlagsbuchhändler Karl Christian Nügel (1783-1869) heraus, dem wir neben zwei ansprechenden Gedichtbänden das kulturgeschichtlich bedeutsame Buch: Das Puppenhaus verdanken. Hatte er darin aus seinem Leben erzählt, in das neben Goethes Lili, deren Nichte er zur Frau hatte, vor allem Hölderlin und Dr. Ebel bestimmend eingriffen, so schuf er in seinem Hanswurstius Redivivus ein grosses Fastnachts-Puppenpiel, voll übermütiger Laune, das als Handschrift für Freunde erschien. Das Stück selbst ist hochdeutsch abgefasst, aber es enthält, mit allerlei Glossen verprägt, das alte frankfurter Fastnachtslied „Hawele, hawele Lone“ in reiner frankfurter Mundart. Das Lied, dessen Anfang aus „have Apollonia“ entstellt ist, dürfte wohl schon im frühen Mittelalter unter Singschülern entstanden sein, die bettelnd von Haus zu Haus zogen, wie das bei besonderen Gelegenheiten heute noch am Rhein üblich ist. Firmianich bringt das Lied (II, 66) in einer erweiterten Form, in des Knaben Wunderhorn erscheint die ursprüngliche Fassung schon, jedoch ins hochdeutsche übertragen, unter den Kinderliedern (Ausgabe von Griesbach, 828) mit der missverständlichen Ueberschrift Hawele Rahne. In einer Anmerkung der Herausgeber ist es als Fastnachtslied von Rhein bezeichnet.

Drei recht humorvolle Gedichte, die der Mundart allerdings nur wenig gerecht werden, veröffentlichte Jacob Lühr (1824-1886) unter dem Titel Drei Blincher aus Frankfurt im Jahre 1857. Sie wurden mehrfach aufgelegt, später von anderen mit allerlei Zugaben vielfach nachgedruckt. Neuerdings hat Hans Ravenstein in seinen schon erwähnten

Schriftchen zwei davon wieder ans Licht gezogen.

Ein merkwürdiges Büchlein, das ¹⁸⁷³ auch noch in einem einzigen vollständigen Stück erhalten ist, und zwar in der Darmstädter Hofbibliothek, die es mir liebenswürdigerweise anvertraut hat, erschien im Jahre 1863 bei Georg Wilhelm Heinrich Werner in Langen (1826-1901), der 1873 auch ein hochdeutsches Bändchen bedeutungsvoller "Reimereien" herausgegeben hat, [?] zusammen mit dem Lehrer J. K. Hepding (1820-1888), der auch eine Gedichtsammlung Poetisches Allerlei veröffentlichte, liess er unter dem Titel "Uff'm frankfurter Weg" einen spasshaften Bericht über die Feiern erscheinen, mit denen der fünfzigste Gedenktag an die Schlacht bei Leipzig in Langen und dessen Nachbarorten begangen wurde. Nach meinen Feststellungen ist der als "Drolliges Gespräch zwische zwä Weihslait uff'm frankfurter Weg" bezeichnete Bericht zuerst in zehn Fortsetzungen in dem von Werner herausgegebenen Wochenblatt für Langen und Umgebung erschienen. Da es trotz seines spärlichen Witzes offenbar viel Beifall fand, ist es dann unverändert, sogar mit den zahlreichen Druckfehlern und den im Vers untergebrachten Vermerken über die Fortsetzungen als Büchlein herausgegeben worden. Das ganze Werkchen reicht weder geistig noch poetisch an einen erträglichen Durchschnitt heran, aber die Mundart ist im allgemeinen ganz gut wiedergegeben. Zwar finden sich schon in 27 Versen der ersten Seite acht hochdeutsche Wörter und auch später sind sie recht reichlich vertreten, sogar Toast findet sich, aber es gibt ein ziemlich treues Bild, wie sich die Tagesereignisse im Kopf der kleinen Leute malen. Im übrigen scheint auch der Drucker mancherlei verdorben zu haben, denn ausser den Satzfehlern bringt er Reime wie wert und gebührt, wo es offenbar gehört heissen soll dann maschiert und gehört, wo wohl gebührt stehen soll, und manche andere.

Ein ungewöhnliches Formtalent bekundet Heins Dewille, der mit einem biederem und ungemein behaglichen Humor den Heedelberger Dragunernachtmeister von anno dasumal geschaffen hat. Es sind zwei starke

Bände, aber trotz des hohen Lobes, das ihm Klaus Groth gespendet hat, ist er nicht in allen Stücken das Muster eines Dialektdichters. Wohl gelingen ihm einzelne kraftvolle Bilder von schöner Geschlossenheit und ganz reiner, tiefer Stimmung, aber der Kenner hört doch gar zu oft einen falschen Klang aus seinen mit gefährlicher Leichtigkeit geschriebenen Versen, den Groth als Norddeutscher gar nicht hören konnte und bei seinem einseitigen Standpunkt auch garnicht berücksichtigt hätte. Er hat nicht erkannt, dass der Dragunerwachtmeister durchaus hochdeutsch gedacht ist, wie er es ja auch für erfreulich gehalten hat dass Corrodi einige Dichtungen von Robert Bruns in Schweizerdeutsch übertragen hat.

Wie sich Dewills über alle Gebühr dem Schriftdeutschen nähert beweist z.B. der Vers:

Hörscht du am Rhein die Nachtigalle schlage,
Dann, lieber Schatz, bin ich schon weest von dir,
Verstehest du ihre stille Liebesklage,
Dann denkst du auch an deinen Grenadier. (II, 174)

Oder der andere, der in jedem Sekundanerhaft stehen könnte:

Am grünen Uferrande
Blüht ein Vergissmännlein,
Mir gab sie eens zum Pfande,
Vergesse hab ichs nicht. (II, 175)

Auch die Form ist nicht einwandfrei. Er verwendet mit Vorliebe das Sonett, das ihm ja auch recht gut gelingt, für den Dialekt aber noch weit weniger passt, als für unsere Schriftsprache, der es auch nicht angemessen ist. Trotzdem gehört Dewills zu den bedeutenderen Mundartdichtern unseres Gebietes. Um so merkwürdiger ist es, dass ein solches Buch fast verschollen ist, und dass über seinen Verfasser niemand etwas weiss. Jedenfalls ist es mir trotz aller Versuche nicht gelungen, etwas über ihn zu erfahren.

Vier oberhessische Lyriker.

Die bedeutendsten Lyriker der rhein-mainischen Lande sind Oberhessen. Neben Karl Weigand vor allem Theodor Bindewald, Peter Geibel und Friedrich Wilhelm Möbius, der seine Lorbeeren als Friedrich von Trais erworben hat. Zu ihnen gesellt sich der satyrisch angehauchte Georg Assmus, der in Amerika eine zweite Heimat gefunden hat.

Von Theodor Bindewald (1829-1880), dem wir neben seinen zahlreichen anderen Schriften auch die wertvollen Historien aus Oberhessen (69) Neue Historien aus Oberhessen (73) und das Oberhessische Sagenbuch (73) zu danken haben, sind nur vier mundartliche Gedichte vorhanden. Sie erschienen zuerst in dem Textalbum zur Erinnerungsfeier des Gymnasiums in Büdingen am 1. Mai 1872 und wurden später auch von Künzel-Soldan in ihr Werk über das Grossherzogtum Hessen aufgenommen. Am bekanntesten davon ist wohl Der Vuggelbörk geworden, dichterisch wertvoller ist aber das muntere Liedchen: 's ias/ kois, as wai moi Schatz. Das ist ganz volksmässig empfunden und geht rein in der Mundart auf.

E Moisi ias koi Vüggelche
E Laabhans is koi Schbats,
En onner alle Maderche
Ias kois as wai moi Schatz!

Dai Kearsche, däi sein ritzeruht,
Hängt jiadde ð ehm Blats,
Doch Baacke, hiasch wai Mialch an Blut
Hott kois as wai moi Schatz'

Ehr Aage, däi sein hiammelblö,
Ehr Moillehe gaut zum Schnats,
Es schditt mer alles bei er ð
's ias kois, as wai moi Schatz'

En kimt der Sonndoch erscht efir
En dutt se ð ehm Schnats,
Ehr Maderche, noch klabb ersch mir-
's ias kois, as wai moi Schatz'

Hier sind nur zwei lautliche Unebenheiten, Richtiger wäre Sunndoch und glabt; sehr selten ist efir, das meist durch ebei vertreten ist. Sonst aber kann das Gedicht als Muster mundartlicher Poesie in Hessen

gelten.

Recht hübsch ist auch das Lied von Prahlhans. Die Geschichte von Ilweshoiser Babbegi, einem landläufigen Volksschwank, ist im Grunde hochdeutsch gedacht. Neben ein paar alten, heute schon fast ausgestorbenen Wörtern (zulause, für zubäuen, bassterlich für zur Zufriedenheit, lurt für dort, Schbillegal für Besuch, ahlerne für überall) bringt er darin recht häufig das Praeteritum *) und erreicht bei weitem nicht die Geschlossenheit, die Otto Müller (1816-1894) mit demselben Schwank in seiner prächtigen Erzählung vom Münchhausen in Vogelsberg (1873) erreicht hat. Allerdings hat Müller, dessen zahlreiche Erzählungen augenblicklich fast alle vergessen sind, - Münchhausen ist neuerdings als Nr 70 der Wiesbadener Volksbücher erschienen - keine reine Mundart angewendet, weil er für die Verständlichkeit f fürchtete. Der Geist des Dialektes aber ist sicher getroffen.

Aus dem weltabgeschiedenen Vogelsberg mit seinen einsamen Höhen führt der Ingenieur Georg Asmus (1830-1896), der Bruder des Mitarbeiters an der Giessener Lokalposse vom Spenglermeister Birnbächer, in den beiden Episteln seines amerikanischen Skizzenbüchelchens (1875/76) in das Großstadtleben der neuen Welt. In Form von Briefen, die ein Heft an seinem Oheim in Vogelsberg richtet, nimmt er mit oft recht bissigem Humor und etwas hochdeutsch angekränkelter Mundart die Fehler und Mängel seiner neuen Heimat aufs Korn. Und offenbar weiss er sie g gut zu treffen, denn nach einem Ausschnitt aus der New-Yorker Staatszeitung aus dem Jahre 1874, den mir Professor Dr. Ottmann in Giessen zur Verfügung gestellt hat, erregte das Werkchen f "in deutschen Kreisen grosses und gerechtes Aufsehen."

Die erste Auflage war schon nach einigen Tagen vergriffen; bei Erscheinen der zweiten, gibt der Lichtbildner Wilhelm Kurts in derselben Zeitung eine recht spasshafte Kritik. Darin heisst es unter anderem:

*) Siehe Anmerkung zu Seite 24.

Ach, Schersch, du bist noch grad wie sonst
A Steube-Oos voll Posse-
Bei Bichelche, des is nit schlecht,
Des muss der Heid dir lesse.

Des Stichelche des host du los,
Host alles schön beschriwe,
Doch glaab ich, host du hie und do
A bissi iwerdriwe.

Leider ist das das einzige Poem, das ich von der hessischen Mundart-
dichtung in Amerika erhalten konnte. Die reichen Akten des deutschen
Karnevalvereins in New-York standen mir nicht zur Verfügung, und
selbst die im Archiv des Mainzer Karnevalvereins aufbewahrten Send-
schreiben und Wiederherfte konnte ich infolge der politischen Verhält-
nisse nicht einsehen.

Viel bedeutender als Georg Asmus, der ausser den beiden Episteln
noch ein Gedichtbüchelche veröffentlicht hat, das auch zwei kleine
Lustspiele enthält, ist Peter Geibel, der Typus des starkwilligen,
aufrechten Oberhessen. Durch seine ungewöhnlich Formgewandheit und
seine sichere Darstellung hat er dem rauhen, sonstwo schwer verständig-
lichen wetterauer Dialekt einen dauernden Platz in der deutschen Li-
teratur gesichert. Schwer wurde ihm sein Anfang. Am 21. August 1841
zu Klein-Karben geboren, wurde er zunächst Landwirt, trat nach dem
Tode seines Vaters, als Zweiundzwanzigjähriger, in die Obertertia des
Gymnasiums in Büdingen, das er mit Primareife verliess, um Tierheil-
kunde zu studieren. Er war an verschiedenen Orten als Tierarzt tätig,
seit 1882 in Höchst am Rhein Main und starb 1882 am 2. März 1901 auf
einer Reise in Frankfurt a. M.

Es war wohl kein Zufall, so meint sein Biograph R. Wals in der
9. Auflage der Gedichte, dass der schlichte, einfache und anspruchs-
lose Mann vom Lande, der so garnichts aus sich machen konnte und woll-
te, sich zu einem Lebensberuf hingezogen fühlte, der ihn in steter
Fühlung mit dem Volke brachte und es ihm ermöglichte, tagtäglich, ja
auf Schritt und Tritt zu lauschen auf das geheimnisvolle Leben und
Weben der Volkssprache, die vornehmlich im Dialekt in Erscheinung

tritt. Vielleicht war es aber doch mehr der Zwang der äusseren Umstände, dass er sich zu dem für einen Poeten etwas seltsamen Berufe entschloss, aber der hinderte ihn nicht in seiner Lust an Fabulieren, und so griff er denn, ausgestattet mit einem offenen Blick und einer vortrefflichen Beobachtungsgabe, hinein "eans Hessevolk, eans treue," fasste bei seiner Erchnatur, und malte in bunten Bildern voll allem, was ean Darrf bassiert mit oft recht derben Strichen, aber naturgetreu und mit schlichter Kraft und Innigkeit den Charakter des wettauer Stammes.

Wäi Ahner Parrer wird, Die Eifersucht, Gabschiddstonn, E Reichsdoagswoahl, Ean d'r Wearrarah, Uf d'r Huchzeit, Die Speckschwart, D's gescheid Hannesi, Kräigsfahrte, das sind alles unverfälschte, frische Bilder und urwüchsige Gestalten aus dem Volke, wie sie nur in der Sprache des Volkes reden, nur in der Sprache des Volkes gezeichnet werden können. Un der harr beherrscht alle Redungen. Wie er Simrocke's Warnungen vor dem Rhein in das Fühlen und Denken eines Wetterauers umgiesst, in die Mundart überträgt, das ist unmittelbar klassisch und ein Musterbeispiel:

Heut dich, Wandrer, vir dem Reih-
's eas doach nur e Traam-
Wann de sealt gewannert, feih,
Willste nit nit nit mit mih haam.

Ean dehaam - deas eas d'Spahn-
Denkste nur ohs Gloas;
~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~
Ean d'r Weih ean volle Fass
Steckt d'r ean d'r Noas.

Wirscht ohm Reih fürsich Leawe gern-
Läfst ean Groine Baam,
Läfst ean Löwe, läfst ean Stern,-
Ean gihst nit mit mih haam.

Deih' Vermöhje, romp ean stopp-
Allen plüde geht
Ean e ahler Wirtshauslomp -
Eas d's Ean vom Lied.

Daneben gelingen ihm aber auch eigene Gedichte voll warmen, innigen Gefühls, die tief zu Herzen gehen. Sehr glücklich gibt Regenhardt als Proben seiner bedeutenden Kunst: E Freujersch-Lied, und E Kautnot;

aber das Bild des Dichters ist unvollständig, wenn man nicht die Gäulskur kennt oder Wein schinste Gruss d'r kaxx Tearrarah oder die packenden Volkabilder, die den tief wurzelnden Aberglauben des Volkes zum Ausdruck bringen. Dahin gehören vor allem Der Schatzgräber und Führe uns nicht in Versuchung. Form und Inhalt ist hier meisterlich ausgeglichen, straff und sicher durchgebildet, die Handlung lebendig und anschaulich, echt volkstümlich und dramatisch bewegt zugleich, wie es die deutsche Dialektliteratur kaum ein zweites Mal dieser Vollendung aufzuweisen hat.

Seine Sprache, die in seinen hochdeutschen Gedichten oft eine gefährliche Dutzendschönheit hat, bleibt meistens durchaus in den Grenzen der Mundart, und wenn auch hier und da einmal ein Verstoss vorkommt oder ein Abgleiten ins Schriftdeutsche (z.B. sie kusste sich, S. 47) so ist das durchaus eine Seltenheit, denn wie kaum ein anderer Dialektdichter sonst, hat Geibel in der Sprache des Volkes gefühlt und gedacht und geschrieben. Für ihn ist denn auch das dialektische Gewandt nichts gesuchtes, nichts Küsserliches, sondern ein eingeborener Zwang, eine Naturnotwendigkeit.

Neben Peter Geibel ist Friedrich Wilhelm Hebbius, der unter dem Decknamen Friedrich von Trais schrieb, der bedeutendste mundartliche Lyriker Hessens. Er wurde am 22. Februar 1842 zu Trais an der Horloff geboren und starb am 21. September 1906 als Landgerichtsrat in Giessen. In ihm klingt wie in Geibel das ganze Wesen seines oberhessischen Stammes auf, die schlichte tiefgründige Einfalt des Herzens, die mit gläubigem Staunen vor allen Wundern der Natur steht, die stille, beschauliche Selbstgenügsamkeit, die wurzelechte Einheit mit der weiten, sanftgeschwellten Landschaft, das tiefe Heiratsgefühl und der schalkhafte, gutmütige Humor. Dazu hat er eine fröhliche Phantasie, den Hang zum Träumen, wie sie den Dichter ausmachen. Nicht ein Spassmacher wollte er sein, obwohl er einen guten Schers nicht abhold ist; ihm war die mundartliche Dichtung in Wahrheit der Quell, in dem sich das Wesen seines Stammes, seine Seele, am reinsten offenbart. Schon in seinen frü-

sten Gedichtband, den Heimatklängen aus der Wetterau, den er als Vierziger im Jahre 1883 veröffentlichte, legte er ein abgeklärtes, reifes Werk vor. Und der Erfolg blieb nicht aus, denn seine Verse standen hoch über dem, was allgemein als Dialektdichtung ausgegeben wird; es zeigte einen wirklichen Dichter, der mit der Tiefe des Gefühls einen sicheren Formensinn verband und neben schweren und satten Farben auch hellere und lichte Töne hatte. Der zweite Band, Wetterauer Sang und Klänge, der neun Jahre später erschien, brachte 30 neue Gedichte und zeigte den Dichter auf der Höhe seines Schaffens.

D'r Sommer eann dr Wearrera.

Wearrera, Wearrera!
Wai leihst de Stolz eann Sonnenschein,
Wai stihst eann Feald die Kricht so fein,
Wai herrlich des Geplenz, die Mührn,
Die Behm vo Aeppil voll eann Bihrn,
De Floasfeld stolz als wai e Sih
Eann blo dr Himmel, groin de Hih.
Eann Feld, ohn Groawe, bei dr Bach
Wärrn met dr Sonn die Vihl schuhnd wach,
Eann sein ee fruh eann singe laut
Dr Mahnster, der die Welt gebaut
Eann die Nacht met fresche Dah
Gescheckt hott eann die Wearrera.

Wearrera, Wearrera!
's springt dr Wein, 's reift dr Waas,
Eann Wahl eann Feld doobt de Geschmaas,
Eann ohn dr Bach, do wärrt geäsche
Eann off dr Gasse Floas gedresche.
Do zäikts ohn Himmel sich sesonne, 'a
's scheint, als welt e Wearrer komme,
Eann flichtig gihn ee, Leu eann Vih,
Eann owe rompilts eann dr Hih.
Eann froih wärrt Noacht, 's fihrt durchs Doahl
De Wearrer merren Wearrerstroahl.
De ahn doas sähtsgebs eawer Rahn'
-Baaf'- "Doas harr eawer eangeschlant"
Do schäisst schuhnds Wasser.- Alles dankt
Eann deam, wu merr de Druust sich langt,
Eann deam ferr Rahn eann deam ferr Dah
Stihts dankherr eann die Wearrera.

Statt Sonnenschein müsste es hier Sunneschoif heißen, aber in seiner Beschreibung zeigt Mübius häufiger, dass er sich auf das Lautverhältnis seiner Leser verlässt, wofür auch fein in der dritten Zeile ein Beweis ist, denn er hat ganz sicher gewusst, dass es foif heißt und in mundartlicher Lautgestalt richtig auf Sunneschoif reimt. Hoch-

deutsche Bildung ist "der die Welt gebaut," ebenso "reift der Nass." Die Mundart sagt immer reif werden. Auch "De Tearrer kerren earrerstroahl" ist hochdeutsch beeinflusst, ebenso "Alles dankt Tatzt dem, wu mer de Drumet sich langt"; hier ist durch die Stellung des rückbezüglichen Fürworts falsch. Sonst aber ist die Mundart einwandfrei wiedergegeben. Auch in seinen übrigen Gedichten ist die ~~wort~~ im Allgemeinen echt, wenn er auch hin und wieder einmal den Reime oder den Rythmus ein Zugeständnis macht. Manchmal gebraucht er auch das Praeteritum *) (De Laid von Haarehannes, Strophe 5, Vers 31 sprunge), hängt er ein E an (ahld Laad, Strophe 5, Vers 2 Stawwe) verwendet er ein hochdeutsches Wort in mundartlicher Lautgestalt: Begehrt (Ahld Laad, II, 3) rain (Ebda V, 5). Selten sind ausgesprochen mundartliche Wörter, aber das fällt unter der Fülle des Schönen und Bodenständigen, des Wahren und Volksmäßigen, das er mit zwingender Kraft zu gestalten wusste, kaum ins Gewicht. Manch wundervoll geschlossenes Stück findet sich unter seinen Versen, wie 's Laid von Flas, Nachtlichter, De Laid von Haarehannes und andere. Auch schwere, balladenhafte Töne gelingen ihm wie in dem Wassermann oder in Ahld Laad, das nur ein wenig sentimental geraten ist.

Er sowohl, als Peter Geibel und Theodor Bindewald haben viele Nachahmer gefunden, aber keiner davon hat sie auch nur annähernd erreicht.

*) Siehe Anmerkung zu Seite 24.

Epigrammen.

Von den Nachahmern und Nachfolgern Friedrich Stoltzes hat es nur einer zu allgemeinerer Anerkennung gebracht, sein Sohn Adolf Stoltze, der am 10. Juni 1842 in Frankfurt geboren ist, und neben drei Bänden hochdeutscher Poesien sechs Bände mundartlicher Werke veröffentlicht hat. Er war ursprünglich Mechaniker, las aber bereits 1863 sein erstes, hochdeutsches Drama König Hiarne öffentlich vor und begründete später (65) Das "Frankfurter Annoncenblatt", das noch im selben Jahre verboten wurde. Er lebte danach eine zeitlang in Wien, dann in München, konnte aber dort keinen Boden gewinnen und kehrte deshalb 1867 wieder nach Frankfurt zurück, wo er das Witzblatt Schnaken begründete, das von 1871-1881 von ihm geleitet wurde. Den ersten nachhaltigen Erfolg errang er mit seinem Schwank Alt-Frankfurt, der 1887 zum erstenmal herauskam, und dank einer Reihe lustiger Szenen und recht wirkungsvoller Komik noch heute billig als ein Spiegelbild des freistädtischen Frankfurt gelten kann. Der Mikrokosmos der bürgerlichen Gemeinde ist in einer Reihe gut gesehener Gestalten glücklich versinnbildlicht und gibt, wo nicht dem Mitmenschen doch den Mitbürgern ein anmutiges Bild von ihrer Sitte und ihrer Art. Dasselbe gilt von der zwei Jahre später erschienenen Fortsetzung Neu-Frankfurt. Beide erscheinen bisweilen noch auf der Bühne des Frankfurter Schauspielhauses. Bedeutender, denn als Dramatiker ist Adolf Stoltze als Gelegenheitsdichter und Humorist, aber sein Humor ist doch weit mehr Spassmacherei denn ethische Weltanschauung. Deshalb bietet er in seinen Gedichten auch keine Charakterbilder und keine ausgereiften künstlerischen Schöpfungen. Es sind fast ausnahmslos Stücke, die sich um einen Kernwitz herumschlingeln oder eine nichtige Begebenheit gefällig und unterhaltend erzählen. Das gilt von seiner Prosa noch mehr, als von seinen Versen, die oft allzu unbesorgt

niedergeschrieben sind. So dichtet er beispielsweise **Karss** (Werke III, 192)

Unbestellbar.

Der klänne Adolf dhut partout
Sei Uffgawe net mache,
Dra segt sei Lehrer. "Schlingel du,
Was sin herr des for sache!

Hier an dein Vatter des Billjet
Des soll er unerschreibe,
Der werd derr gleich, kriehst de dei Fett,
Die Buwestreich vertreibe.

Der Adolf, der Betracht den Brief
Von vorne un von hinne,
Un zieht dabei des Kälche schief,
Un dhut derr sich besinne.

"Bestelle dhut den Brief ich gern."
So segt er dann beklonne;
"Doch unfrankierte Brief, die wern
Derrhäm net angenomme!"

Man sieht, seine Sprache ist die des bürgerlichen Frankfurters, der im Grunde schon mehr hochdeutsch redet als mundartlich, das heisst es ist die Umgangssprache im Leutgewand des Rheinfränkischen, und das nicht richtig. Dhut ist Praeteritum, klänne hat das Endungs-e; partout baduh gesprochen; segt müeste secht geschrieben sein. Statt "hier" heisst es gewöhnlich da, mit kurzem a; Billjet ist des Reines wegen gewählt und kommt im Sinne von Brief längst nicht mehr vor; Der Schach telsatz "kriehst de dei Fett" ist rein Schriftdeutsch; statt Buwestreich müste es Buwesträäch oder strach heissen. Betrachten wird fast ansnahmslos mit dem rückbezüglichen Fürwort verbunden, was dem Rhythmus zuliebe unterblieben ist; statt dabei müste debei heissen, statt Kälche Keilche; schief könnte ganz fehlen denn: e Keilche ziehe ist Formel. In der letzten Strophe ist mit Rücksicht auf das Versmass "ich" an falsche Stelle geschoben; es müste vor "den" stehen; segt ist bereits oben richtig gestellt; derr hääx ist wohl nicht stadtfrankfurtisch sondern eher bäuerlich; wie mir Frankfurter bestätigen heisst es dehhääx mit dumpfen e wie im französischen Artikel le. Treuer ist die Mundart in seinen Prosaarbeiten festgehalten.

aber auch hier ist es wie bei seinem Vater meist reines Schriftdeutsch im Lautbild der Mundart.

In nahen Beziehungen zu Stoltze stand auch Valentin Rausch (1821-1884). Er wurde dadurch in weitere Kreise bekannt, dass Hallenstein seinen Goethe-Enthusiasten in einer erweiterten Fassung drucken liess. Im Druck erschien das vierseitige Heftchen erst nach Hallenstein's Veröffentlichung im Jahre 1846. Ausser einigen Vereinsfestspielen hat er noch ein Gedicht auf Friedrich Stoltze geschrieben (1857), 1877 in der Kneppelzeitung erschien. Wieder abgedruckt ist es mit einer Erläuterung in den Frankfurter Nachrichten vom 3. Januar 1900. Als Buch erschienen seine Arbeiten erst 1884 im Auftrag seiner Erben.

Grösseren Erfolg hat der Humorist Paul Quilling mit seinen Dichtungen und Anekdoten in Frankfurter und Sachsenhäuser Mundart erzielt. Es sind lustige Sachen in der Art der Karnevalsposse, die nichts weiter will, als ~~sich~~ mit Satyre und Laune unterhalten. Eine besondere ~~Wichtigkeit~~ Bedeutung kann man ihnen kaum zubilligen. Die Sprache ist wie bei Stoltze die Umgangssprache, die durch die mundartlichen Besonderheiten des Frankfurter Dialektes eine besondere Würze enthält.

Eine neue Hochblüte.

Eine besondere Bedeutung kommt dem Jahre 1886 zu, denn drei der bemerkenswertesten hessischen Mundartdichter traten darin in die Öffentlichkeit: Karl Schaffnit in Darmstadt, Heinrich Kaumann in der Schwalm, Elard Briegleb in Worms, denen sich bald danach Georg Volk, einer unserer liebenswertesten Poeten anschloss. Mit ihrem Auftreten erblüht die hessische Mundartdichtung wieder zu voller Blüte Pracht, um dann rasch wieder zu verwelken. Nach ihnen ist kaum noch etwas geleistet worden, was poetisch von Wert wäre. Nur einzelne Persönlichkeiten treten noch auf, die über den Dilettantismus hinausragen, wenn sie nicht von der Lyrik zum Drama übergehen, das

Karl Schaffnit, der am 11. Oktober 1849 zu Dieburg geboren ist, widmete sich dem Schulamt und war nach dreijähriger Tätigkeit in Heinhelm ausschliesslich in Darmstadt beschäftigt. Aus seinem Unterricht, der ihn ganz erfüllte, erwachsen späterhin seine ersten poetischen Versuche, die ihm unversehens den Ruf eines in allen Kreisen geschätzten und beliebten Volkedichters eintrugen. Er besass, wie Heinrich Schmeel in den Hessischen Biographien ausführt, die Gabe, alles, was er erlebte und beobachtete in seiner ihm eigenen sinnig-gemütvollen Weise zum Gegenstand einer stillen Betrachtung zu machen und ihm eine gemütlich heitere Seite abzugewinnen. Seine feine Beobachtungsgabe und seine poetischen Gestaltungskraft spricht aus einer langen Reihe grösserer und kleinerer Dichtungen, die meist humoristischer Art sind, aber auch gelegentlich ernste Töne mit Glück anschlagen. Seine dramatischen Versuche—(Die Kunkeidee/sitzung (87), De Stammisch (89), Datterich im Olymp (94)—weisen mitunter ein packendes Bild auf, aber ein hervorragender Wert kommt ihnen nicht zu. Seine Bedeutung beruht auf dem, seit 1888 in vier Bändchen erschienenen Gedichten: Allerhand Späss und auf der im Jahre 1895 veröffentlichten Sammlung Schwarzbrot. Hier wie da finden sich recht wohl geratene Stücke, aber wie die Ergüsse fast aller anderen Dialektdichter sind

auch seine Gedichte fast durchaus auf einen Kernwitz gestellt. Seine Sprache ist wie Stoltzes mehr Salondialekt als eigentliche Mundart.

Dehaan is dehaan.

Mir worn in Heidelberg
Kreuz- un Iwerzwerch
Hawe 's Schloss gesehe un des grosse Fass;
Mir worn ganz eweck
Vun dem scheene Fleck,
Hawe stinnig gesunge uf de Schlossterans;
Mir hawe fei gegesse,
Hawern 'ei gegesse,
Bis der allerletzte Zug nach Darmstadt kam;
Wer sein widda do,
Un - ich bin recht froh:
's is doch näfens schenna wie dehaan!

Das ganze Gedicht ist hochdeutsch gedacht. "Vun dem scheene Fleck" würde die Mundart bei einer Stadt nie reden. Stinnig ist auch meinen Darmstädter Freunden unbekannt und soll mehrdeutig bedeuten, was nicht in den Rhythmus gepasst hätte. Es heisst nicht gegesse sondern gesse, nicht gesesse sondern gesotze. Kam ist ~~Kam~~ Praeteritum aber auch logisch falsch und lediglich dem Reim zuliebe gebraucht für ging. Do und froh ist unreiner Reim, denn das o in do ist offen, das in froh geschlossen. Die Schreibung ist irreführend; es müsste stehen: Heidelberch, hawwe, gallerletzte Zuch nöch. - Bemerkenswert ist noch, dass sein und sin ziemlich gleichberechtigt nebeneinander herlaufen; sein wird in den unteren Schichten, die meist bäuerlicher Herkunft sind, gebraucht, sin von den reinen Städtern.

Sein Sprachschatz ist, unter fast gänzlicher Vernicht auf das eigentliche mundartliche, ganz hochdeutsch und reichlich von Fremdwörtern durchsetzt. Dazu überschreitet er die Grenzen der Dialektdichtung fortgesetzt, wie zum Beispiel in dem unendlich langen Gedicht von der Schlacht bei Lailly, das nur in einzelnen Strophen der Mundart angemessen ist. Trotzdem hat er ^{nach} Niebergall als der beste Dialektdichter Darmstadts zu gelten, obwohl ihn in der Behandlung der Mundart viele übertreffen. In seinen hochdeutschen Gedichten kommt er nirgends über den Ton eines gewandten Festdichters hinaus.

Als einer unserer bedeutendsten mundartlichen Lyriker gilt

Elard Briegleb, der 1822 zu Hopfmannsfeld im Vogelberg geboren ist und 1904 als Pfarrer in Worms starb. Einer sprachlichen Untersuchung halten seine Gedichte aber kaum stand, denn was er bringt, das ist meistens überhaupt nicht mehr Mundart zu nennen. Er schreibt höchstens einen Dialekt, wie ihn ein akademisch geschulter Mann spricht, der es Vergnügen macht, sich beim nachmittäglichen Kaffee gebildet in der Mundart zu unterhalten. Aber ohne die Mundart ganz zu beherrschen. Alle Sündenwieder den heiligen Geist des Dialektes sind bei ihm zahlreich vertreten, oft in einem einzigen Gedicht. So singt er beispielweise:

Die ~~R~~ Pälzer Luft.

Am Rhei, am Rhei do ess gut sei,
Dem soll mei Lob erklinge.-
's gibt Lierer dort un Lieb un Wei
Un Leit, wu frehlich singe;
Die Leit henn Schneid, de Wei hot Duft,
De s kummt halt vun de Pälzer Luft.

Am Rhei do gilts mit freiem Wort
Jed Ding beim Name nenne,
Un sollt m'r aa sich immerfort
Enol 's Maul verbrenne;
E Mann, e Mann, e Schuft e Schuft -
So ~~am~~ stickts halt en de Pälzer Luft.

Am Rhei do haassts: enuff zor Heh
Mit leichtem Sinn wie Gemse,
Un norr bei Leib net rickwärts geh
Un norr de Zeit net bremse
Was welk ess, des muss en die Gruft -
So ~~akkis~~ stickts halt en de Pälzer Luft.

Am Rhei, am Rhei die Leit sein echt,
Die alte wie die Junge,
Es ess d'r halt 's ganz Geschlecht
Vun rechte Geist dorchdrunge;
De Freiheit Geischt mit zartem Duft,
Der weht dorch unser Pälzer Luft.

Un ~~merr~~ befinn uns, Gott sei Dank,
Gar wuhl enn 'r bestennig;
Denn sie erhält uns lewenslank
De Kopp uns Hers lewennig;
De heitre Sinn bis an die Gruft
Vedanken m'r de Pälzer Luft.

Un drum uff alles, was erblicht
Es frohe rheinsch e Lowe:
Uff Freiheit, Wei, Weib, Lieb un Lied
Wünker es Glas erhewe;
Wer do net mittrinkt, der veduft -
Hoeh, vivat hoeh die Pälzer Luft!

Es ist leicht zu ersehen, dass auch Briegleb in dem Glauben lebt, die Lautform mache die Mundart. Satzbau und Wortstellung beachtet er oft, oder gar meist überhaupt nicht und von mundartlichem Denken ist keine Rede.

Er bildet, wenn er mit der Vers nicht auskommt, den Infinitiv ohne zu (Strophe 2, Vers 8), holt sich Vorschlagssilben aus dem Hochdeutschen wie erhält, (Strophe 5, Vers 3) erklinge (Strophe 1, Vers 2) erblüht (Strophe 6, Vers 1); ändert auch die Laute und schreibt ganz falsch lebenslank. Wörter, die die Mundart nicht kennt, gibts im Ueberfluss: immerfort (Str. 2) zor Häh, (Str. 3) statt uff die Heh, Gemse (Str. 3) Gruft (Str. 3) Geschlecht (Str. 4) durchdrunge (Str. 4) befinden (Str. 5) vivat (Str. 6). Dass er den Genetiv verwendet ist beinahe selbstverständlich: De Freiheit Geischt. (Str. 4), wobei auch Geist in diesem Sinne gar nicht mundartlich ist. Auch "De heitre Sinn" ist eine Zwitterbindung, und "mit leichtem Sinn" (Str. 5 & 3.)

Dabei hat er sprachlich keine grossen Fortschritte gemacht. Dieselben Verstösse findet man in all seinen Gedichtbänden, von denen der erste "Was klingt am Rhei" 1886 erschien. Im Jahre 1896 folgte die hochdeutsche Sammlung "Vivat der Vogelsberg", 1899 "Links am Rhei isz gut sei" mit dem Anhang: "Wei' / ^{im}schdeierlieder" (Weinsteuerlieder).

Aber er hat doch auch eine Anzahl Gedichte, in denen die Mundart einwandfrei wiedergegeben ist. Meistens sind es natürlich die, wo er es sich mit dem realen Volksleben beschäftigt, also auch geistig innerhalb der Grenzen bleibt, die der Mundart nun einmal gezogen sind. Da gelingen ihm dann Bilder von gewöhnlicher ^{im}Plastik und lebendig reicher Fülle. Da finden wir bei ihm, dem Oberhessen, des Rheinessen weinfrohen Humor, seine genussfreudige, sorglose Lebensanschauung, und mitunter tut er sogar einen Blick in der innerste Kern dieses fruchtbaren, rebengrünen Landes, das sich in behaglicher Breite zwischen Rhein und Maardt und Hundertick/ ausdehnt, wie in dem hythnisch prächtig gelungenen Gedicht: Die Kerb, in dem nur einige kleine Verstös-

esse wieder den Geist der Mundart verstossen. Rein künstlerisch betrachtet, verraten seine Verse aber ein starkes, reinfrohes Talent, das hin und wieder auch einen ernsten Stoff zu gestalten vermag.

Eine besondere Stellung unter den Lyrikern in Hessen nimmt Heinrich Naumann ein, ein einfacher Schwülmer Bauersmann, der 1856 in Nanzhausen bei Lehra geboren ist. Wie die als hervorragende Dialektdichter geschätzten Pflzer, der Förster Wilhelm Weber (*1874) und der Stationsverwalter Phil. Ernst Kiefer (*1869) ist er ganz in der Stille und ohne jede gelehrte Anregung zum Dichter gereift. Seine erste Sammlung hat Karl Gerok 1886 veröffentlicht und seitdem sind fünf weitere Bände Geschichten und Gedichte von ihm erschienen. Er bedient sich, als treuer Schüler der Klassiker, vorwiegend der hochdeutschen Sprache, hat aber auch eine Reihe beachtenswerter Gedichte in hinterländlicher Mundart geschrieben. Und da ist es nun seltsam, dass er ebenso unter hochdeutschem Einfluss steht, wie die meisten anderen Dialektdichter, ja dass sich bei ihm beispielweise das Praeteritum viel häufiger einstellt, als bei ihnen. Auch die Satzfügung lehnt sich eng ans Hochdeutsche an, wird unter dem Einfluss des Reimes sogar hin und wieder bedenklich umgebogen. Dagegen achtet er sehr genau auf die richtige Lautgestaltung, ist also wie die meisten anderen Dialektdichter der Meinung, dass sie das Wichtigste der Mundart wäre.

Viel bedeutender als er, ist der früh vollendete Georg Volck, der sich vor allem aber als hervorragender Förderer des Volkswesens bekannt gemacht hat. Er wurde am 26. April 1862 in Kirchbrombach geboren, wirkte dann als Lehrer in Offenbach, wo er 1904 den Rhein-mainischen Verband für Volksbildung gründete, dem einige Jahre später das Verbandstheater als erstes seiner Art in Deutschland folgte. Mit Lizensiat Fuhs gemeinsam rief er die Volksakademie in Rüsselheim ins Leben. Seine poetischen Arbeiten stammen meist aus den neunziger Jahren. Hätte er einen betriebsameren Verleger gehabt, dann müssten seine Gedichte heute Gemeingut des Volkes sein, denn er gehört zu den Dichtern, die ganz mit dem Volke verwachsen sind und dessen Gemeinsprache reden. Er reckt sich

auch nicht über seine Bauern hinaus, um sich in ein besseres Licht zu rücken, er bleibt mitten unter ihnen, bleibt durchaus naiv, wahrhaft und schlicht, und wenn er lacht, dann ist es gewöhnlich nicht um einen landläufigen Witz sondern aus der schalkhaften Weisheit eines tiefen Gemütes. So steht er nah bei Hebel, der ihm der unerreichte Meister der Dialektdichtung war. Ihm nachzueifern versuchte er nicht nur in dem wahren und echten hinkenden Boten, den er wie Vordenk Theodor Bindewald einige Jahre geleitet hat. Er eiferte ihm auch nach in dem Bestreben, nur das in Wort und Vers zu formen, was ganz aus ^{der} ~~κατά~~ Stammesseele floss, So kam er dazu, und ein lehrhafter Zug unterstützte ihn darin, die alte gute Volksweisheit zu sammeln und als Spruchgedichte in seiner heimatlichen Mundart vorzutragen. Auch in seinen eigenen Gedichten hat er gewissenhaft den Charakter und die Sprache des Odenwaldes nachgebildet. Schon gleich sein erstes Buch, die 1889 erschienenen Gedichte in odenwälder Mundart, zeigen eine erstaunliche Sicherheit der Form, die offenbar an den besten Vorbildern geschult war, und auch eine überraschende Geläufigkeit in der Beherrschung des Dialektes. 1891 folgte Bergluft, neue Gedichte, die eine gesteigerte Sicherheit zeigen. Im nächsten Jahre kam er mit einem kleinen Bündchen kurzer Erzählungen: Auf der Ofenbank, in denen er den odenwälder Bauer hinstellt wie er lebt und lebt: vierschrätzig und kräftig, schlau und witzig, gerieben und doch gutmütig in seinem innersten Wesen. Die beste Gestalt darin ist der verteuflte Schuster von Schelmbach, ein harmloserer Bulenspiegel, um dessen fröhlicher Streiche willen das Büchlein allein schon seine Verbreitung verdient.

In dem nächsten Bündchen, Beim Kienspanlicht, (1894) kehrt der Schuster in einer Anzahl von Erzählungen wieder, und wenn gemeinhin Fortsetzungen zu missglückten pflegen, so ist es hier, ausnahmsweise nicht der Fall. Uebermütig und frisch wie je, treibt der lustige Bruder seine Streiche, denen alle Bosheit fremd ist. Er ist fast wie die verkörperte Lust des Volkes an Schabernack, die uns überall begegnet, wo das Leben

unbeengt dahinfließt. Dort heisst sie Rübezahl oder Till Eulenspiegel, Kaspar oder Hanswurst; hier heisst sie Schuster von Schelmbach.

Seine Gedichtsammlung Sunndag un Weerdag, die 1896 erschien, ist seine beste und beschliesst sein poetisches Schaffen. Als Probe seiner Kunst diene das Gedicht:

Klone Linner.

Die Linner, die Kunde vom Herrgott, vom Himmel,
Der hot dort drowe e goar grouss Gewimmel
Von laurer sou klone, sou liewe Engel.
Die sein dort ouhne Nout un Mangel.
Un will unser Herrgott zwaa Mensehe beglücke,
So duhr er sou ass uff die Ere schicke;
Do kinnts dann über Noacht geschwind,
Do hewwe die Leit sou e Engelskind.-
Neitschwierig bin ich bei ahn gewehe
Un freg, was 's dann deham hätt gesehe
Un wies 'm im Himmel drowe wär gange
(Und streichel 'm dabei recht soart die Wange.)
Ich was net, hot mich das Ding verstanne;
's guckt mich ou un schläft sou anne.
's hot nix verroffe; ich hebb nix erfohm.
Do heww ich gewart, un noch e pear Johrn,
Do wollt ichs vom nemliche wirrer wisse,
(Ich douh es dättschle un drücke un küsse);
'S hot mich äwwer aach nix gebatt:
'S hot schon alles vergesse gehatt.

Die Mundart kommt hier nicht ganz rein zur Darstellung. Statt vom müsste es von heissen. Mangel kommt in der lebendigen Rede kaum einmal vor. Beglücken ist hochdeutsch empfunden; die echte Mundart sagt glücklich machen. Wange ist hochdeutsch für das dialektische Backen und jedenfalls um des Reimes willen benutzt. Auch sonst findet sich hier und da ein Wort, das der eigentlichen Mundart fremd ist, mitunter auch ein Abstractum, das die Mundart gewöhnlich mit einem ganzen Satz umschreibt. Aber das verschwindet fast neben dem vielen guten, zumal er auch eine ganze Anzahl älterer Wörter und Formen bewahrt hat, wie gesotze für gesesse, das Endungs-i des weiblichen Eigenschaftswortes und anderes mehr.

Mit Volck ist der letzte mundartliche Lyriker Hessens zu Grabe gegangen, der wirklich ein Dichter war.

Um die Jahrhundertwende.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte die mundartliche Lyrik eine Blüte erlebt, wie kaum vorher, aber dann sank sie rasch herab und anstelle des Lyrischen Lichters tritt der Spassmacher, der Philister, der seine Vereinsfeste mit mundartlichen Gedichten preist und sich lieber den Kopf abreißt als einen Witz verbeißt. Nur hin und wieder kommen noch ein paar lyrische Töne, nur selten ein wirklicher Humorist.

Wilhelm Kaminski, der 1857 in Pfungstadt geboren ist, und als Kaufmann in Darmstadt lebt, veröffentlichte 1892 unter dem Titel Spusze un Bosse eine Gedichtsammlung in Pfungstädter und Darmstädter Mundart, denen im nächsten Jahre bereits ein zweites Bändchen folgte. Er schreibt darin un bekannte Witze eine Anzahl oft falsch betonter Reime, die ganz wertlos sind. Auch die Mundart ist oft stark schlimm verstümmelt. Er reimt Quettöche auf nett-che, und versündigt sich auch sonst fortgesetzt wider den Dialekt, der ihm nur ein wirksames Stilmittel sein soll, um die Dürftigkeit seines Witzes zu verhüllen.

Mit weit mehr ursprünglichem Talent begabt ~~sich~~ der wiesbadener Buchhändler Franz Bossong (1872-1914), aber auch er begnügt sich mit Anekdoten und Schwänken. In seinem ersten Gedichtband, Gelunge Gascherr, (94) sind alle -undarten des Mittelrheingebietes vertreten, aber keine ganz richtig. Besser sind seine Gedichte in wiesbadener Mundart, (95) aber auch da ist viel Falsches und Schiefes untergelaufen, viel hochdeutsches und schriftdeutsches Sprachgut. Die Fortsetzung seines ersten Buches, Da Vierrerreche in Berlin, (96) fällt dagegen sehr ab, steht aber immer noch hoch über den Reimereien seiner Nachfolger, von denen R. Diets am bekanntesten geworden ist.

Recht gut sind die mundartlichen Gedichte des Schwälmer Lehrers Kurt Nuhn, (1848-1902) den eine schwere Krankheit allzufrüh in den Tod trieb. Er schöpft aus dem werktätigen Leben des Volkes und bindet Vor-

wurf, Wort und Gedanken mit innigster Empfindung zu einer völlig geschlossenen Einheit. Leider sind seine Gedichte nicht gesammelt erschienen. Einige enthält das von Wilhelm Schoof herausgegebene Hessische Dichterbuch.

Rudolf Diets, der 1863 zu Naurod in Nassau geboren ist, und als Lehrer in Wiesbaden lebt, ist im Jahre 1900 mit dem ersten Bändchen seiner Gedichte, Nix vor ungut, an die Öffentlichkeit getreten. Seitdem hat er unverdrossen weitergedient und in ziemlich rascher Folge fünf weitere Bände folgen lassen. Sie sind dem ersten in der Wahl der Stoffe und in der Behandlung der Sprache ziemlich ähnlich, aber noch unbesorgter zurechtgemacht. Eine küsserliche Formgewandtheit geht ihnen nicht ab, aber poetisch und sprachlich sind sie gänzlich wertlos.

Ein ansprechendes Bändchen recht netter Verse in frankfurter Mundart brachte Adolf Völkers unter dem Titel Brocke un Krimmele heraus. (1903) Fitzige Plauderkunst und lyrisches Gefühl gehen ihm nicht ab, aber die Mundart kommt nicht immer rein. Eine der hübschesten Gedichte des Bandes ist, Des letzte Resi, (S.18) aber auch es enthält hochdeutsche Wendungen. Etwa gleichzeitig sammelte Oskar Eberhardt seine Gedichte in Frankfurter Mundart, denen bald eine zweite Reihe folgte. ^{Er wandelt} auf den Spuren Friedrich Stoltzes ^{stüde} wandeln, gelingt ihm manche hübsche und besondere, aber dichterische Offenbarungen gibt er nicht.

In der Art von R. Diets dichtet Josef Hummel (*1874 in Mainz). Er gibt in allbekannten Schwänken nichts anderes, als übertragenes Schriftdeutsch. Noch tiefer steht der Mainzer Kas Höler mit seiner Sammlung rheinischer Humoresken, die nur leider keine sind.

Eine wirkliche Begabung ist Karl Ettliger (*1882 in Frankfurt a. M.), der seine in der "Jugend" erschienenen Gedichteher von eme alde Frankforder, un einiges vermehrt unter dem schon von Adolf Stoltze verwendeten Titel Kraut un Riewe 1906 herausgab. Er ist Grosstädter in seinem Empfinden, und kann dies nur dadurch ^{ist} ausdrücken, dass er die Grenzen der Mundart sowohl in Gedankengang als auch in Wortschatz überschreitet.

Ganz reine mundartliche Gedichte gelingen ihm nur da, wo er in Betrachtung verweilt. Sonst verwendet er statt des Dialektes die Umgangssprache, entgleitet aber recht häufig in die Schriftsprache. In dem ganzen 128 Seiten umfassenden Band, habe ich nur ganz wenige Gedichte gefunden, die ohne Anleihe bei dem Hochdeutschen auskommen. Im übrigen verwendet er ruhig den Genetiv, das Praeteritum, ja sogar das Partizipium. Augenreime sind ungemein häufig, ebenso Wörter, die der Mundart eigentlich fremd sind. Die ernstesten Gedichte, denen er eine besondere Betrachtung über die Berechtigung der Mundart zu ernster Poesie voranstellt, sind durchaus hochdeutsch empfunden; sie können ohne jede Schwierigkeit ins Schriftdeutsche übertragen werden. Als Beispiel möge Ahnung dienen:

Alde Dräume kehre widder,
Alde Rätsel wern mer klar,
Siese, längstverschummte Lidder
Locke widder wunnerbar.

Un erlöst von alle Sünde
Fiehl ich de ersehnte Kuss -
Ob's der Dod is, der die Seel mer
Heiligt, eh ich schderwe muss?

Seine 1916 erschienene Unschenierte Gedichtcher von eme alde Frankforder, die schon in dritter Auflage vorliegen, zeigen dieselbe Stärke der dichterischen Darstellung und dieselben Mängel in der Behandlung der Mundart

Ein recht ursprüngliches Talent ist in Greta Bickelhaupt an Werk, die am 6. März 1865 in Erbach i. O. geboren ist und dort als Vorsteherin einer höheren Mädchenschule lebt. Sie hat eine fleissige, lebhafteste Darstellungsgabe, einen guten, fest zupackenden Humor und versteht mit behaglicher Ruhe zu erzählen. Ihr erster Gedichtband, Rege un Sunneschoi (1906) erweckte trotz mancher Schwäche einige Hoffnungen, aber leider rinnen ihr die Verse zu leicht und unbesonnen aus der Feder, und auch ihre Erzählungen, die oft recht artig erfunden sind, kommen zu flink aufs Papier. Zudem hat sie keine andere Absicht als zu unterhalten, ein paar Schwänke und Schnurren zu erzählen, wie sie überall gang und gäbe sind. Das wahre und eigentliche Herz des Volkes zu entdecken, das liegt ihr fern. Sie trägt mit sorgloser Fröhlichkeit *atlas*

und neues, erlebtes und erlaushetes zusammen und ist zufrieden, wenn jemand seinen Spass daran hat.

Sinns aa nit lauder neie Sache,
Kinnst manch e alt bekanntes Bild -
Bring ich Bich nor emal zum Lache
Sou is dem Buch sei Zweck erfüllt.

So singt sie in der, wie man sieht, völlig hochdeutsch empfundenen Mundart, und da ist es denn kein Wunder, wenn sich in ihren Werken nichts literarisch wertvolles findet. Allerdings gelingt ihr mitunter ein echt volkstümlicher Ton und manchmal kommt es auch vor, dass sie eine ganz in sich geschlossene, bildhafte Skizze schreibt, aber das ist ihr dann nicht genug und flugs hängt sie ihr eine recht feiste Moral an. Das Denken, Fühlen und Treiben des Volkes hat sie recht gut beobachtet, doch fehlt ihr die starke dichterische Kraft, es in wurzelechten Gestalten überzeugend darzustellen. Das tritt in ihrem Sammelband, Aus em Oudewäld (08) in Ernst und Scherz (14) zutage und findet sich auch in dem anspruchslosen Volksstück: Die gehaalte Geschwister, in dem eine recht dünne Handlung immerhin Gelegenheit gibt, ein paar gut gesehene Volkstypen vorzuführen. Die historische Färbung ist allerdings völlig misslungen. Sprachlich ist sie mit grösster Vorsicht zu betrachten, denn sie bringt nicht nur eine Menge längst abgestorbener Silben, sie verwendet nicht nur das Praeteritum und braucht nicht nur artfremde Wörter, wie Ladenbesitzer, verursachen, verhehlen, sondern schreibt oft das schlimmste Schriftdeutsch. So steht in Oudewälder Leit "setzt pletschlich Daawind oi" (Seite 1). "Die zu äwener Erd gelägene Wohnunge" (Seite 2). "Mit Reche versehe" (Seite 2). "Greift er zum..." (Seite 3). Wie wenig sie aber überhaupt die Mundart beherrscht, beweist, dass sie in dem Wörterverzeichnis Betsel mit Perrücke übersetzt; es bedeutet aber schon im Parsival Haube und ist in diesem Sinne weit verbreitet.

Einer der wenigen, der den urwüchsigen Humor seiner Heimat mit zartesten lyrischen Feinsinn und starker Gestaltungskraft zugleich verbindet, ist Wilhelm Plats, der im Jahre 1907 unter dem Decknamen

Palatinus sein "Pfälzer Porträh-Album" veröffentlichte. Als echter Sohn der Pfalz, er ist in Offenbach bei Landau am 6. Oktober 1851 geboren und lebt als Oberregierungsrat a. D. in Giessen, hat er die ganze überschwengliche Fülle seiner rheinischen Heimat, aber er hat auch die schlichte Tiefe des Gefühls und den Hang zu grüblerischer Einsamkeit, wie man ihn in seinem rebengrünen Hübellande nicht selten findet. Der Grundzug seines Wesens aber ist weltfröhliche Beschaulichkeit:

Hinner unserer Gartheck
Uf dem Bänkeche in der Eck
Zwische Sträuch und Planke
Sitz ich stundelang allee(n)
Un loss so spaziere geh(n)
Alleré Gedanke.

Lec

Und die Gedanken sind manchmal trüb und schwer, wie in dem tiefempfundenen Nachstück, in dem sich Vorwurf, Sprache und Beseelung zu einer wundervoll geschlossenen Einheit verdichtet.

Die Nacht is rabeschwarz un still,
Ich weesse nit, was ich denk un will,-
S'is mer so bang, 's'treibt mich enaus,
Nor fort, nor fort vun Hof un Haus'

Durch leere Gasse, dunkle Weg'
Als fort bis an de Mühlestieg,
Do ruft mich's hi(n), so dumpf un wild,
Wie's drunne gurgelt, schwillt un quillt.

's spritzt zu mer ruf, wie wanns mich recht
Mit nasse Finger greife möcht' -
Ich steh und steh un guck enei(n) --
Wo wird mei(n) Schatz begrawe sei(n)?

Do an dem Geländer hot mer g'funne
Ihrn Hut, un rings drum 'rumgebunne
En welke, en verriss'ne Kranz -
O still! Nor ich versteh's jo ganz!

Un weess aach, was jetzt Nacht for Nacht
Do drunne ruft, do drunne wacht,
Was nooch mer greift mit Totehänd'
-O Gott, o Gott, wann nimt's e End?-

Das ist ganz reine Lyrik, und wenn sich auch ein paar hochdeutsche Formen einstellen, wie: ruft, gurgelt, quillt, so darf man das schon entschuldigen, weil es sich nur um lautliche Verschiebungen handelt. Auch die anderen Gedichte ernster Art stehen meist auf dieser Höhe, die spasshaften dagegen sind allsooft unter hochdeutschen Einfluss geraten. Oft

sind es alte Schwünke, die zwar recht anmutig und vergnüglich vorgetragen werden, mit der Pfalz aber in keiner näheren Beziehung stehen.

Neben seinen Schöpfungen mag man die poetischen Versuche des Mannheimer Hauptlehrers A. Göller kaum nennen, denn sie sind bei allem Humor nur offenbarer Dilettantismus. Weder Kecke, Sonndagskinner noch die Sammlung, Aus em mannemer Moschkriegel können irgendwelchen Anspruch auf poetischen Wert erheben. Unter den Uebersetzungen aus Fritz Reuters Gedichten findet sich dagegen hin und wieder ein gelungenes Stück.

Auch die Verse des Mannheimer Bankbeamten Hermann Waldeck gehören in die Reihe der Vereinslieder, die bei inneren Festlichkeiten ihren Zweck sicherlich erfüllen, aber weder sprachlich noch poetisch beachtenswert sind.

Humoristen und Spassmacher.

Grosse Humoristen sucht man in der heutigen mundartlichen Literatur vergebens; die Zeit ist der stillen Beschaulichkeit, ohne die eine humoristische Betrachtung der Welt nun einmal unmöglich ist, nicht besonders günstig. Denn das ist ja eben das Bestimmende des Humors, dass er Weltanschauung ist und keine bloss Spassmacherei. Das ist aber in der Dialektdichtung unserer Tage fast durchgängig der Fall. Der Witz ist nicht mehr durch das Gemüt bestimmt, sondern durch den Kopf, durch die Ueberlegung; er ist intellektuell statt herzlich. Die einzige Ausnahme ist vielleicht Lina Sommer, ~~aber die ist Rühlbarin, wenn sie auch an der Bergstrasse wohnt.~~ Immerhin findet man eine Reihe von Zwischenstufen, von denen die karnevalistischen durchschnittlich am höchsten zu werten ist.

Das seltsamste mundartliche Werk, das mir je begegnet ist, stammt von dem Schwälzer Lehrer Johann Heinrich Schwalm, der 1864 zu Seigertshausen geboren ist und zuerst mit einigen hochdeutschen Gedichten im hessischen Dichterbuch von 1901 an die Oeffentlichkeit trat. In seinem „Jonker Hoose“, einem Epos im Stiles sel. Julius Wolff, das 1913 erschien, bringt er nämlich den mundartlichen Text auf der einen Seite, den hochdeutschen auf der anderen. Trotzdem ist sein Satzbau oft recht dunkel.

Es klingt ee Lied aus alde Daj
Da Gruss em Wald d'm Mai...
(Es klingt ein Lied aus alten Tagen
Den Gruss im Walde dem Mai...)

Vielfach kommt es auch durch die Auslassung des Prädikats zu solchen Schwerfälligkeiten:

Das Schwalmthal voll Schmirjeln Nm Kerch un Aldar,
Die Stänn senge gleeckliche Zesche...
(Das Schwalmthal voll Schmirgelt ihm Kirch und Altar
Die Sterne ihm glückliche Zeichen...)

Das ist beides durchaus hochdeutsch gedacht, wie denn auch Wörter unzu-

lässig sind wie: Liewesvollbringe, Waaldhoonfrohlocke, Liewessgot u. a., die wie ein Faustschlag wirken. Das Praeteritum ist gang und gäbe, das Hilfszeitwort fällt aus, der Satzbau wird ganz dem Vers und Reim angepasst. Da ist es nur ein geringer Trost, dass die Lautgestalt getreu und mit grosser Sorgfalt gewahrt und bezeichnet ist.

Viel besser verwendet Schwalm, der unter dem Titel Schwälmer Wees auch eine Sprichwörterammlung herausgegeben hat, seine heimatliche Mundart in seinen hochdeutschen Schriften, aus Ellervotersch Eppelkiest und Kalläppela un Läsreiser, (beide 1917) in denen er ernste und heitere Geschichten aus vergangenen Tagen erzählt. Gemeinsam mit seinem zwei Jahre jüngeren Freund und Landsmann, dem Lehrer Johann Heinrich Kranz, hat er 1904 einen Band lustiger Gedichte veröffentlicht: Kreisschwerneng. Spass muss seng, dem 1911 ein zweiter Band folgte. Beide machen keinen anderen Eindruck, als der Junker Hoese, bringen auch viel Allerweltsschwänke, aber sie enthalten eine Fülle von Redensarten und Formeln, die sich zum Teil noch aus der niederdeutsch beeinflussten Zeit erhalten haben. Von den üblichen Fehlern in der Mundart abgesehen, ist es die einzige Sammlung von Schwälmer Gedichten, die einigermaßen zuverlässig ist und einen gesunden Humor offenbart.

Mit den beiden Schwälmern hat der Wormser Rudolf Heilgers, der wie die meisten rheinischen Dialektdichter durch den Karneval zur mundartlichen Dichtung gekommen ist, sehr viel Ähnlichkeit und die geht so weit, dass zuweilen dieselben Schnurren behandelt sind. Auch sonst finden sich vielfältige Beziehungen. Auch viel ältere Schwänke ^{hoffe Hoffe} trifft man an, wie die Viehzählung, Die Kaffeetass, Die Wormser Fraa, Im Hemd und andere, aber wie Heilgers sie der hessischen Eigenart anpasst und mit graziöser und liebenswürdiger Schalkheit vorträgt, das ist durchaus meist selbstständig. Die Mundart ist die der Stadt Worms, und städtisch ist denn auch der Geist, aber er bleibt im Gegensatz zu Elard Briegleb fest in den Grenzen, die der Dialekt ihm zieht. Auch einige Gedichte in odenwälder Mundart sind eingestreut.

Ihm ähnlich in der Sicherheit der Sprachbehandlung ist Emilie

Strack in Giessen, die im Jahre 1911 in den Giessener Familienblättern, die ich damals leitete, zwei Gedichte in oberhessischer Mundart veröffentlichte: Vou hau oh werd die Zeiring gehaale (S.276) und Die Erklärung (S.324). In beiden behandelt sie zwei selbsterfundene Schwänke mit unleugbarem Geschick und grosser sprachlicher Treue.

In die grüne Pfalz mit ihren duftenden Ringerten und ihren lauschigen Wiesenthälern führt uns Lina Sommer, die 1862 in Speyer geboren ist und ihren Witwensitz in Weinheim an der Bergstrasse aufgeschlagen hat. Sie ist heute unsere bedeutendste Dialektdichterin und übertrifft an Würde des Gefühls und Sicherheit des Ausdrucks auch die meisten ihrer Brüder in Apoll. In ganz Deutschland heute geschätzt und beliebt, ist sie zuerst durch ihre mundartlichen Beiträge in den Fliegenden Blättern bekannt geworden, die sie im Laufe der Jahre zu einer ganzen Reihe von Bändchen vereinigt hat. Hier schildert sie teils mit gesundem, offenem Humor, teils ernsthaft ihr heimatliches Land mit seinen arbeitsamen, lebenslustigen Menschen, erzählt sie allerhand Schnurren von seltsamen Käuzen, kleine Geschichten von Menschen, die einsam sind im Leben, von alten hutzeligen Mütterchen und feisten Bauernkindern, am liebsten aber erzählt sie von alten bescheidenen Jüngferchen, die in ihren altmodischen Zeugschuhen schon über die enge Gasse des verschlafenen Biedermeierstädtchens trippeln.

Im Voriwwergehe.

Bin heit dorch die Gass geschlendert
In me Städeche, klän un Yalt,-
Do kummt sierlich un manierlich
So e schmächtigi Gestalt.
'S Gesichtl eingerahmt vun Locken
Un so gut, so lieb, so zart,-
So e feini, so e reini,
So e gans aparti Art.

Diene Zeigschuh an de Füsscher
Un e Rökche mit re Schlepp,
E geflicktes Seide-Blüsch
Un e Hütsche, alt un schlepp.
Un e Mantill - so verschosse,
So geschtoppt, dass Gott erbarm,-
Trots der offenbare Armut
Doch e ausgeprägter Charge!

Armes, liebes, feines Altche,
Hab ich schtill bei mir gedenkt,
Dir aa hot gewiss des Lewe
Nix erschpart un nix geschenkt'
Gern hätt ich e Wörtel geschbroche
Doch es is mer nit geglickt,-
Leis nor,- im Voriwwergehe -,
Hab ich die schmal Hand gedrückt.

Das ist reizende Poesie, aber es ist kein Dialekt. Schon gleich der Anfang ist falsch. Die Mundart lässt nie das persönliche Fürwort aus. Statt in me muss es im heissen, denn hier tritt Assimilation ein in der Mundart. Statt Zeigschuh muss es Zeichschuh heissen, bei geflicktes ist die Endung unrichtig. Antill ist falsch betont. Trotz der offenbaren Armut, ist rein hochdeutsch, ebenso ausgeprägter Charme, und geschbroche. In dem dritten Vers der dritten Strophe ist die Syntax vergewaltigt; es müsste heissen: dir hot aa. Die letzte Zeile müsste lauten: Hab ich ihr die Hand gedrückt, weil die Mundart bei Personen den besitzanzeigenden Dativ nie auslässt.

Von ihrer behutsamen, beschaulich-liebenswürdigen Art hat sie sich je länger je mehr immer stärker abziehen lassen und sich immer mehr in den Dienst blosser Spassmacherei gestellt. So tritt denn in ihren neuesten Büchern neben den Guten, Bodenständigen das Fremde, gekünstelte Mundartliche immer stärker hervor. Sie erzählt Dinge, die mit dem Dialekt nicht das geringste zu tun haben. Sie schreibt vieles nur noch um einen Kernwitz herum, und lässt sich auch im Ausdruck immer mehr gehen. Verlangt es Versmass oder Reim, dann vergewaltigt sie auch die mundartliche Satzfügung, lässt sie unbesorgt das Hilfszeitwort fort, bildet sie Partizipialkonstruktionen und Schachtelsätze:

Wo mer die Hoppe soppt
Un - dass die Lewwe gross un fett -
Die Gäns mit Welschkorn stoppt.

An dieser ~~stark~~ allzu sorglosen Art mag schuld sein, dass sie für ein Witzblatt tätig ist, die Fliegenden Blätter, durch die sie bekannt geworden ist, aber der Entfaltung ihrer Eigenart, die sie mit ihren ersten Veröffentlichungen so trefflich bewährt hatte, ist das nur zum Nachteil ~~gewesen~~ gewesen. Trotzdem ist sie unter den dichtenden Frauen fraglos

eines der stärksten und urwüchsigen Talente, wie ich das schon eingangs betont habe. Wie fest sie im Leben steht mag das folgende Gedicht beweisen:

Schbrüchelcher.

Un e Lied uf de Lippe,
Un e Schtreissel am Hut,
Do gehschd de im Lewe
Gar leicht, un gar gut.

Un schteht aa kää Lachs
Un kää Hecht uf deim Disch,
Der Häring wüschd, - der gehört
Jo aa zu de Fisch'

Laaf baarfuss un peif d'r
E Liedche dezu,
Dann vertreibschd d'r die Sorge,
Un - schbarscht aa die Schuh'

Neben ihren mundartlichen Büchern hat sie auch einige Kinderbücher veröffentlicht und "Aus Briefen einer einsamen Königin", in denen sie Carmen Silva ein schönes Denkmal errichtet hat.

In diesen Jahren traten auch einigen Nassauer mit mundartlichen Gedichten an die Öffentlichkeit, Wilhelm Römer, Lina Forst, G. Krazer, H. Kloos, O. Klein und Th. Jacob, die eine Besprechung nicht lohnen. Auch die Gedichte in Gelhäuser Mundart, von K.H. Hill, der sich auch in nassauischem Dialekt und in hochdeutscher Sprache versucht hat, sind sämtlich belanglos. Nicht anders ist es mit Marie von Oberbergs Vuggelsberger Schnurren Groß saum dout lachs, die 1916 erschienen sind.

Unvergleichlich höher stehen die Gedichte und Erzählungen von Martha Frohwein-Büchner, die sie während des Krieges veröffentlicht hat. Aber auch sie bleibt weit hinter ihren Vorbildern zurück und kann keineswegs als das Muster mundartlicher Dichtkunst gelten. Es sind meist frisch erzählte Schwänke aus dem bäuerlichen Leben, aber ohne eigentliche Beziehung zu dem hessischen Bauerntum. Die Mundart ist weder in ihren Hessepläs noch in dem Heft, von Fritzsche etwas mehr als die ganz kasselische Form, und immer von Vornemann und Rein abhängig; auch die Syntax ist durchweg schriftdeutsch. Die rheinhessische Abstammung der Verfasserin, sie ist 1874 zu Horweiler geboren, tritt nicht selten scharf zutage.

vor allem in Ausrufen und Fragen. Inhaltlich ist dagegen manches recht hübsch, vor allem das Märchen von dem vorwitzigen und naseweisen Engelenchen.

In einem Bändchen Krötegedichte: Die blinde Hesse, das 1916 erschien und bereits im nächsten Jahre in zweiter Auflage herauskam, hat Friedrich Lang bedeutsame Ereignisse des Feldzuges in darmstädter Mundart zu schildern versucht. Seine Verse sind flott und frisch und verraten einen starken Sinn für herzhaftes Rhythmus, aber sie sind - natürlicherweise - ausschliesslich hochdeutsch empfunden. So finden sich denn auch auf jeder Seite falsche, der lebendigen Mundart fremde Wörter, schriftdeutsche Verbalformen, und sogar rein hochdeutsche Formen wie Frau, Operzins, Knechts-Vasalle begegnen uns.

Ein paar kleine Stimmungsbilder hat J. Strauss unter dem Titel "Der Brickegickel" in frankfurter Mundart veröffentlicht. In der Mundart von Offenbach haben sich Ludwig Lantz und Karl Raupp versucht. Sie gaben ein dünnes Heftchen "Maanhinkel" heraus, das fünf erzählende Gedichte enthält, in denen sie ein paar Erinnerungen und einige Witze zum besten geben. Die Verse sind nicht ohne Humor, aber durchaus im Papierdialekt verfasst. Sie sind ebenso belanglos wie die Verse von Luise Levi-Netsger, die 1918 ein paar Gedichte als Kriegs-Lied herausgegeben hat.

Recht beachtenswert sind die humoristischen Gedichte, die Heinrich Enders unter dem Namen Frau Hannebambel gelegentlich in darmstädter Blättern veröffentlicht. Eine Blütenlese aus der Darmstädter Fastnachtzeitung erschien unter dem Titel: Aus Rand und Band. Sehr viel bemerkenswertes enthält auch die Mainzer Karnevals-Zeitung, die seit 1902 erscheint.

Auf einige andere Dichter, die auch mundartliche Lyrik veröffentlicht haben, wird in den folgenden Abschnitten noch einzugehen sein. Erwähnt sei hier nur noch, dass Karl Ernst Knott, der bedeutende hessische Lyriker, auch einige mundartliche Gedichte veröffentlicht hat, aber in Zeitschriften zerstreut. Sie sind ebenfalls rein hochdeutsch empfunden.

So haben wir denn gesehen, dass den strengen wissenschaftlichen Ansprüchen an die mundartliche Literatur nur wenige der hier heranzuziehenden Dichter entsprechen, dass vielmehr durchaus die falsche Meinung herrscht, das wesentliche des Dialektes sei die Lautgestalt. Wir werden feststellen müssen, dass es bei den erzählenden Werken und bei den Dramen ebenso ist, und dass nicht einmal der vielgepriesene Datterich immer und überall eine rühmensewerte Ausnahme macht.

Das erste gewesen, das seiner heimischen Mundart eine gewisse Aufmerksamkeit wissenschaftlicher ... und in seinen Schriften die stärkste Heimatgefühl bekundet. Er war als Sohn eines Schulmeisters in Spremlingen im Herzogtum geboren, wurde in Mühlhausen erzogen, war dann Lehrer in Herborn, Pfarrer in Sieben und viele andere Orte und starb als Generalsuperintendent in Neuhardenberg. Durch die Kräfte des Vincentius Lullius, die er zur Weihnachtszeit bei den Festen von Neuhardenberg sah, wurde er noch einmal eigenen Worten zu erretzt, dass er sich der reinen Dichtkunst ergab. Er legte sich dazu ein nach Herborn geordnetes Wörterbuch an, das vier Alphabete umfasst und 1640 bei Johann Neumann in Frankfurt a. M. als Neumanns Wörterbuch genannt erschien. Das Werk, das nur noch in ganz wenig Exemplaren vorhanden ist, ist in der Stadtbibliothek zu Mainz, verzeichnet eine große Anzahl von Wörtern, Sätzen und Wortformen. Auch in seinen Fabeln Anzeigen ... verwendet er dementsprechend sehr viel Isotopie. Auch ... die Begreiflichkeit ganz in seine Heimat. Das Vorgehen ... den Feldberg, den Staufenberg bei Herborn a. M. ... platz der Ereignisse.

Die mundartliche Erzählung.

Die ersten Spuren einer literarischen Verwendung der hessischen Mundarten in prosaischer Darstellung begegnen wir bei Erasmus Alberus, der aber nur einzelne Wörter und Wortformen verwendet hat. Ganze Gesprächsteile bringt dann Grimmelshausen. Erasmus Alberus (1500-1553) ist der erste gewesen, der seiner heimischen Mundart eine gewisse Art von wissenschaftlicher Bedeutung schenkte, und in seinen Schriften ein starkes Heimatsgefühl bekundet. Er war als Sohn eines Schulmeisters zu Sprendlingen in der Dreieich geboren, wurde in Hidda erzogen, war dann Lehrer in Oberursel, Pfarrer in Staden und vielen anderen Orten und starb als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg. Durch die Komödien des Vicentius Ruffinus, die er zur Weihnachtszeit bei den Grafen von N Neuburg sah, wurde er nach seinen eigenen Worten so erregt, dass er sich der reimenden Dichtkunst ergab. Er legte sich dazu ein nach Reimsilben geordnetes Wörterbuch an, das vier Alphabete umfasst und 1540 bei Egenoph in Frankfurt a.M. als Novum Dictionarii genus erschien. Das Werk, das nur noch in ganz wenig Stücken vorhanden ist, u.a. auf der Stadtbibliothek zu Mainz, verzeichnet eine grosse Anzahl wetterauischer Wörter und Wortformen. Auch in seinem Fabeln Aesops nachgebildet sind, verwendet er dementsprechend sehr viel Idiotismen. Ausserdem verlegt er die Begebenheiten gern in seine Heimat. Den Vogelsberg, die Wetterau, den Feldberg, den Staufenberg bei Marburg u.a. macht er ~~ganz~~ zum Schauplatz der Ereignisse.

Wenn man von Loll gen Harpugg geht,
Ein hoher Berg zur rechten steht,
An selben Berg herunter bass
Bei einem Stein ein Bawer sass.

Nach Grimmelshausens Auftreten, der ja schon hochdeutsch schrieb und deshalb in einem späteren Abschnitt zu betrachten ist, begegnen wir der hessischen Mundart in prosaischer Darstellung zuerst bei dem Marbur-

ger Lohgerber Dietrich Weintraut, der 1798 zu Weidenhausen bei Marburg geboren ist. Neben zahlreichen dramatischen Arbeiten, von denen einige auch in marburger Mundart abgefasst sind, hat er viele Gelegenheitsgedichte geschrieben, Schwänke und Fastnachtscherze,

Einheitlich durchgebildet finden wir die hessische Mundart in der Erzählung dann bei Karl Weigand, der verschiedene bereits eingehend geschilderte Sagen und die Geschichte D'r Fuhrmann geschrieben hat.

Bei Künzel-Soldan (S. 307) ist eine Sage abgedruckt: Der Vogelsberg von E. Wiegand, die aber durchaus hochdeutsch empfunden ist. Eben- da sind auch winige Gespräche wiedergegeben, die anscheinend aus Firmenichs Völkerstimmen abgedruckt sind: Des Kränzi, in wetterauischer Mundart, Der Fuchs on der Wolf in hüttenberger, das Gespräch zwischen einem Forstmeister einem Bauern und seiner Frau, (Odenwald) Gespräch zwischen Hans Odel, welcher (!) Soldat in der Stadt ist, und zwischen Hans Jörg, der ihm begegnet, (Weschnitztal) F Sticheloh (Bodenheim) Der wandern- de Zwerg (Heidesheim), Künzel-Soldan bringt eine darmstädter Sage, Die weisse stattweise Fraa im Schloss zu (!) Darmstadt. Bei Firmenich find- den wir auf den Seiten 62-81 sechs Sagen, Märchen und Gespräche aus der Gegend von Frankfurt und Höchst. Alle sind nach Firmenichs schlechter Gepflogenheit ohne Quellenangabe und ohne Datierung abgedruckt. Auch die Namen der Verfasser fehlen. In allem ist die Mundart recht unzuverlässig wiedergegeben; aber gewöhnlich doch noch viel besser, als bei den mei- sten neueren Dialektdichtern.

Einer der wenigen Erzähler, die wirklich in der Mundart denken können und schildern, eine der erfreulichsten Erscheinungen der neueren Mundartdichtung überhaupt, ist B.A. Rack (1832-1901), aus Durlach, der als Offizier in Mannheim stand. Hier beschäftigte er sich eifrig mit volkekundlichen Studien und mit der pfälzischen Mundart, und versuchte sich - durch Nadler angeregt, auch in mundartlichen Gelegenheitsgedichten. Im deutsch-französischen Krieg wurde er so schwer verwundet, dass er seinen Abschied nehmen und sich nach einem neuen Beruf

umsehen musste. Er widmete sich nun ganz der Dialektdichtung und gab seit 1875 unter dem Namen Max Barack eine ganze Reihe sehr vergnüglicher Schriften heraus. Schon gleich seine erste Gedichtsammlung: Der Drumbeder von Wallstadt zeigte ein sicheres Sprachvermögen, wenn auch einzelne Abirrungen ins Hochdeutsche und sogar ins Schriftdeutsche vorkamen. Es folgten dann die Erzählungen Rheinschnoke, (83) Pälzer Duwack, (85) Schnoke un Schbutze (92) und Der Brand im Hutzelwald, ein Schwank nach Nadlers gleichnamigen Gedicht (94) und schliesslich Pälzer Schnorre (97). In allen erweist er sich als ein unterhaltender Plauderer, der die Mundart sicher und zwanglos beherrscht. Trotzdem ist sie nicht immer ganz rein. Er spricht vom Buch des Schicksals, (Rheinschnok S. 76) von zeitgemäss, (18) veranlasst, (19) bevorstehend (48) *zeitgemäss* S. 78) und anderen. Ist die Erzählung einmal hochdeutsch abgefasst, dann kommt mitunter ein übles Schriftdeutsch, wie „bezüglich des Letzteren. (Rheinschnoke S. 40). Die Gefahren der reinen Dialekterzählung umgeht er in seinen immer sehr lustigen Geschichten, die fast ganz in der Mundart von Mannheim abgefasst sind, sehr geschickt, indem er sie als Icherzählungen des Helden bringt. Dass meistens ein Hereinfall geschildert ist, gibt seinen Erzählungen eine gewisse Einförmigkeit, die allerdings durch den Humor der Darstellung reichlich aufgewogen wird.

Etwas gleichzeitig mit ihm trat der Oberlehrer Paul Weinmeister (*1836 in Marburg) mit einem schmalen Bändchen Marburger Geschichten (77) hervor, das 1885 in zweiter Auflage erschien: Mit wirklichem Humor erzählt er darin in Vers und Prosa eine ganze Menge marburger Anekdoten und Schwänke, breit und behaglich und mit jenem feinen Ton persönlicher Beziehungen, der ihnen etwas wehmütig lieblich, ^{seiner} besonderes gibt. In der Satzfügung und der Lautgestaltung fast durchaus echt - kleine Abweichungen kommen naturgemäss, in den Gedichten am häufigsten, vor - bringt er in dem Wortschatz oft hochdeutsches und selbst schriftdeutsche Formen. Zur Schau tragen (S. 32), ruhmwürdig (S. 34), unter Anleitung von (S. 34). Manche Geschichten wie Das Marburger Rathaus und der

Marktbrunnen machen ganz den Eindruck, als ob sie aus dem Hochdeutschen in die Mundart übertragen wären.

Allerlei Erlebtes und Geheertes nennt Wilhelm Bücking seine 1880 erschienenen Geschichten und Anekdoten in Marburger Mundart, ein dünnes Heftchen, das 1901 in zweiter Auflage erschien, jetzt aber vollständig vergriffen ist. Die N.G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg hat mir das Archivstück der ersten Auflage in liebenswürdigster Weise zur Durchsicht überlassen. Die Mundart ist in ihnen nicht nur lautlich sondern auch syntaktisch genau wiedergegeben und kann als wertvolle sprachliche Quelle dienen. Auch volkskundlich ist sie bemerkenswert. [Eine ausgezeichnete mundartliche Prosa schreibt der Wormser Leonhardt Kehl ~~1888~~ (*1848), der unter dem Namen L.K. Mathees 1895 ein Bändchen Wormser Humor veröffentlichte. Aus Zeitungsbeiträgen entstanden, atmen diese lustiger Geschichtchen den ganzen unmittelbaren Reiz mündlichen Vortrags. Der breite, behaglich verweilende Humor, der bewegliche Satzbau, der Schatz und die etwas altertümelnde Sprachfärbung, wie sie bei einer einigermaßen abgeschlossenen Kaste selbstverständlich ist - Kehl gibt sich als Kalarbeiter - sind ganz vorzüglich wiedergegeben. In der gesättigten, von echtem Leben erfüllten Darstellung sind ihnen nur die Erzählungen Baracks, ~~Recknagel~~ vergleichbar, die dieselbe Unmittelbarkeit der Empfindung bekunden, und da sie denselben Stamm schildern, auch sonst ziemlich ähnlich sind. Auch die Sprache ist nahezu einwandfrei. Einmal bringt er ein Abstraktum wie „Uffklärung“ (S.11) statt eines Nebensatzes, einmal auch einen Genetiv, „im letschte Jahr meiner Lehr“ (S.40), aber das ist in der Rede eines reichen Metzgers und er scheint beabsichtigt. Einmal erscheint auch das Praeteritum. (S.42)

In der Mundart des unteren Mains, hauptsächlich der Gegend von Aschaffenburg, hat der Augsburger Gymnasialdirektor Georg Recknagel (*1835 zu Aschaffenburg) unter dem Titel Herzgeboppelte Dinge eine Anzahl Humoresken veröffentlicht. Den Dialekt benutzt er zwar, wie er in der Einleitung hervorhebt, lediglich als Mittel zum Zweck einer leb-

hafteren, den Ort der Handlung und den Charakter der auftretenden Personen möglichst angepassten Darstellungsweise", gibt ihn aber doch recht genau wieder. Die Satzfügung und auch der Wortschatz stehen aber doch vielfach unter dem Einfluss der Umgangssprache. [Eine kleine, ganz unbedeutende Erzählung: Im Bahnwärterhäusle hat der darmstädter Arzt Jos. Nerking unter dem Decknamen Alienus verfasst. Sie wird bei seinen dramatischen Arbeiten näher zu betrachten sein. Ebenso sind die unter dem Titel "Wildsau" gesammelten Erzählungen des darmstädter Robert Schneider, der auch einige Gedichtbände veröffentlicht hat, eigentlich später heranzuziehen, aber da keiner seiner Arbeiten eine besondere Bedeutung zukommt, können sie hier schon besprochen werden. Weder seine beiden Lustspiele (Der verwechselte Brief (1902) Lieweshennel (02) noch seine Gedichtsammlungen (Heinerblut I, 05, II, 07) noch auch die Erzählungen verraten poetische Begabung stärkeren Grades. Es ist die berüchtigte Mundartdichtung unberufener Dilettanten, die die ganze Dialektdichtung in Verruf gebracht haben.

"Vun der Iwwerzeigung durchdrunge... sehe ich mich veranlasst," so fängt Robert Schneider die Einleitung seines Buches, Die Wildsau, an, das von seinen Werken wohl noch das verhältnismässig beste ist, und stellt damit schon von allem Anfang an fest, dass seine Mundart völlig unter dem Einfluss von schlechtem Schriftdeutsch steht. So sind denn auch seine anderen Werke, so lustig sie mitunter sein mögen, immer nur schlechtes Schriftdeutsch im Lautgewand der darmstädter Mundart. Sehr richtig sagt er einmal: (S. 2 der Einleitung) Grod im Dialekt ligt en kräftiger ungesunder Wortreichtum (!), gegen den des Hochdeutsh es reinste Kaasebieche is." Und dann bringt er Wörter und Fügungen aus dem übelsten Papierdeutsch. In harmloser aber gefährlicher Unwissenheit stehen da: vorseitige Widmung, da wär der Gegensatz noch ganz erheblich ins-Aagspringenden gewese, fonedisch, sinnverwandt, befleissigt, letztere, derselbe, dieselbe, dasselbe, bei Benennung, in Dublo, eines schönen Tages, obgleich... und vieles andere, wie Partisipialbildungen, Praeteritum

und Genetiv. Und das alles auf den ersten vier Seiten. Es handelt sich hier nicht einmal um die Verwendung der Umgangssprache.

Aber Robert Schneider ist wahrlich keine Ausnahme. Der unerträglich fade Dietz samt seiner ganzen hessauischen Gefolgschaft, die ich Seite 75 im Ueberblick erwähnt habe "dichten" in dieser schlichten Art, die sich an der Sprachkunst unserer Behörden geschult haben, an diesem schauerlichen Bürokratendeutsch, das kein vernünftiger Mensch verstehen kann. Aber auch Presse, Schule und Heer trägt fortgesetzt solche Papierbildungen ins Volk, und die jüngeren Schriftsteller, die noch ohne Schulung sind und kein eigenes Sprachgefühl haben, bilden sich ein, Mundart zu schreiben, und Dialektdichter zu sein.

Wegen ihres besonderen sprachlichen Wertes und wegen der schlichten Innigkeit ihrer Darstellung, die das Volk nicht nur bei Scherz und Lust sondern auch in seinem tieferen Wesen zeigen will, seien hier die Skizzen und Erzählungen "Höchster Schorwe" von F. Reuting genannt, ^{die sind noch Schellings Stil wertig und in Mundart} Reuting ~~geboren~~ ^{geboren} am 6. August 1878 in Höchst a. M. jetzt als Friede Düsterbehn in Heidelberg verheiratet, hat ihre Ansichten über die Aufgaben und Grenzen der mundartlichen Dichtung auch theoretisch erörtert (Bad. Heimat 3, 2) und steht durchaus auf dem Boden der in diesen Untersuchungen niedergelegten Grundsätze. Sie bietet daher für die Mundartforschung besonders wertvolle Arbeiten. Ihr Dialekt, die Mundart der Stadt Höchst geht allen schriftsprachlichen Einflüssen aus dem Wege und ist auch in Satzbau durchaus rein, weil sie eben noch mundartlich denken kann und im Kreis ihrer Personen völlig heimisch ist. ~~ixkxaxixskxniakxainakix~~
~~KlxnaxGzaxkxgaxkaxgax~~ Anlehnung an die hd. Rechtschreibung kommen vor, wie Negelcher statt Nechelcher, Vogel statt Vechel, riecht statt richt, aber es ist nur selten und wohl auch kaum zu vermeiden. Ist es doch nicht einmal Klaus Groth gelungen, eine lautgetreue Schrift zu verwenden und bis auf den heutigen Tag bemühen sich die, übrigens meist aus Kleinbürgern bestehenden plattdeutschen Vereine vergeblich, eine einheitliche Schriftbezeichnung zu ~~knakix~~ schaffen. [Als Probe aus Reutings Spra-

che sei der Anfang einer kleinen Skizze "Uffem Kerchoß" wiedergegeben. Die Nasale sind zwar in der Handschrift, nicht aber in Druck bezeichnet.)

Ich ware lang nimmehr dehaam gewest und weils an dem Sonntag (nicht Sunndag?) so scheef war, do sein ich emol uff de Kerchoß gange. Mer hot seif alte Gräwer dorte, un wann dann in Maai alles bliecht do aufe - und die Vogel peife, do bild mer sich werkllich eif, die Dode dehte all die Gutdat spiern. 's riecht (!) un all dem Junge Laab - da dauerts nit lang un mer dänkt, och wann ich doch noch gestorwe wärn un 's nach so gut hätt' - Hinnenoch merkt mer jo freilich, dass es bloss des ~~Lann~~ Lewe is, 's pur Lewe, was so gut riecht un Aam so gut gefällt.--

Von dieser schwerern blutgesättigten Art ist ihre ganze Prosa erfüllt, die viel selbständiger und treuer ist als die des häufig in der Schriftsprache entgleisenden Rack. Hier steht man tatsächlich am Quell unseres rheinfränkischen Volkstumes, das ja nicht nur Heiterkeit und Spass kennt sondern auch besinnliche Einkehr und überlegamen Ernst, wie er aus der wiedergegebenen Probe spricht. Auch an innerem Empfinden stehen die Arbeiten Reutings weitaus höher als die übrigen mundartlichen Erzählungen vom Mittelrheingebiet. Ein unsichtig angelegtes Wörterbuch, das leider gesondert erschienen ist, bewahrt manche verschollene Form und erhöht den Wert des Werkes nicht unbeträchtlich.

Was sonst noch an erzählender mundartlicher Literatur vorhanden ist, gehört in das Gebiet des Karnevals und wird dort zu besprechen sein. Eine Schunne von Karl Neurath "Der Krieg 66", die in deutschen Almanach erschien, verwendet neben der mundartlichen Satsbildung nur einige landschaftliche Ausdrücke und wird hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

x) so gut iwveral nooch Veilcher un gelwe Lack un Negelcher (!)

Das mundartliche Drama.

Frankfurter Meister.

Unter den zahlreichen mundartlichen Dramen, die Frankfurt hervor-
gebracht hat, steht die bekannte Schulkomödie, Der Prorektor, von Karl
Ludwig Textor, dem Vetter Goethes, an erster Stelle. Neben seiner ~~historischen~~
kulturgeschichtlichen und sprachlichen Bedeutung ist es das älteste
Zeugnis für die literarische Verwendung des frankfurter Dialektes. Zwar
werden in den Quellen zwei ältere Lustspiele in sachsenhäuser Mundart
genannt: Die Sachsenhäuser und Das junge Ehepaar, die im Archiv für
frankfurter Geschichte und Kunst (3. Folge III, 275) erwähnt werden, aber
sie sind nie gedruckt worden und leider auch nicht handschriftlich er-
halten. Der Verfasser ist wahrscheinlich Heinrich Wilhelm Seyfried ge-
wesen, der nach dem Theaterkalenden von 1783 am 28. Juli 1775 geboren
wurde, aber ebenso verschollen ist, wie seine beiden Lustspiele.

Der Prorektor, die klassische Schulkomödie der frankfurter Mund-
art, geißelt mit übermütigen Schülerwitz die gesinnungslose Beschränk-
heit eines läppischen Pedanten von Lehrer und zeichnet mit köstlicher
Ironie ein verblüffend lebenswahres Bild von den Schulverhältnissen
am Ende des 18. Jahrhunderts.

Als Verfasser des Prorektor^{Textor} kennen wir ihn nur durch Friedrich
Stoltzes Zeugnis, dessen Lehrer er gewesen ist. Er war am 13. II. 1775
geboren, studierte Rechtswissenschaft und habilitierte sich kurz nach
seiner Doktorprüfung im Jahre 1800 in Tübingen. Im Sommer 1813 wurde er
Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt, gab aber diesen Beruf bald wieder
auf und erwarb seinen Unterhalt durch Privatunterricht. Er starb als
Pfründner am 31. Dezember 1851.

Von dem Werk, dem einsigen, das wir von Textor haben, sind zwei

alte Drucke vorhanden, einer von 1794, einer von 1839; beide geben das Stück in zwei Aufzügen. Nun ist es aber H. Grotefend gelungen, wie er im Archiv für frankfurter Geschichte und Kunst mitteilt, (3. Folge, 4. Band S. 1-63) einige Handschriften ausfindig zu machen, die den Text in vier Aufzüge eingeteilt haben. Eine Abschrift, die Grotefend im Besitz des Vereins für Geschichte und Altertumskunde entdeckt hat, ist ebenfalls in vier Aufzüge eingeteilt und bezeichnet das Jahr 1792 als das Jahr der Handlung, während die anderen 1793 angeben. Sie weicht von der anderen Abschriften nicht unerheblich ab, und das ~~ist~~ bei den anderen Stücken als Zugabe angefügte Fragment einer theologischen Stunde ist als letzter Auftritt des 1. Aufzuges eingeschoben. Sogar eine in keiner anderen Handschrift vorkommende Person, ein Junker von Holzhausen, tritt darin auf. Grotefend, der a. a. O. den vollständigen Text mitteilt, macht es glaubhaft, dass diese Abschrift nicht etwa eine Uebersetzung durch einen anderen ist, sondern eben die eigentliche Urschrift, aber 1792 als Spielzeit muss falsch sein, denn da sass der als Sekundaner angegebene Guldener nachweislich noch in Tertia. Es muss also im Jahre 1793 spielen. Im Druck ist nun weit mehr in der Mundart wiedergegeben, als in dieser Handschrift, die mitunter eine recht reichliche Mischung mit Hochdeutsch bringt. Der Prorektor spricht hier ganze Sätze lebhaften Vortrages in nahezu reinem Hochdeutsch. Dadurch wird vielleicht mit feiner Ironie angedeutet, dass er nicht aus vollen Herzen spricht und mit lebendigem Gefühl sondern nach einer schriftdeutschen Vorlage. So gebraucht er nicht nur unendlich lange Sätze, wie sie die Mundart garnicht kennt (im 3. Aufzug umfasst einer 8 Druckseiten), sondern auch durchaus schriftsprachliche Wörter, wie welches, (I, 3) dasselbe (II, 1) und manches andere. Jemehr er aber in Eifer gerät, desto mehr verwendet er seine Mundart, was Sauerwein in seinem Gräff trefflich erweitert nachgebildet hat. Auch der Dialekt der einzelnen Schüler ist ausgezeichnet wiedergegeben. In allen Abstufungen, die Stand und Umgang bedingen, reden sie untereinander, und wenn sie in Unterricht auch Ansätze zur

zum Hochdeutschen machen, so fallen sie doch immer wieder in ihre angestammte Sprache zurück.

Wie sehr der Prorektor bei seinem ersten Erscheinen gefallen hat, das beweist nicht nur der Hinweis in der Vorrede zum Bürgerkapitän von Malss, (S. 5) das beweisen vor allem die zahlreichen Abschriften und auch die Nachahmungen des Werkes, dessen Verfasser nach Grotefends treffender Bemerkung ganz das typische Bild eines genialen Schlingels zeigt, wie es sich so oft unter dem Einfluss einer laxen häuslichen Erziehung gegenüber einer überpedantischen und vor lauter Buchstabengelehrsamkeit zum Sterben langweiligen Unterrichtsmethode entwickelt. Textor selbst liess in späteren Jahren den jugendlich überspannten Schwank nur als einen schülerhaften Versuch in jener Lustspielkomik gelten, der die Werke eines Aristophanes angehören, und als einen Versuch, die Mundart der Vaterstadt im Dienste des Humors literarisch zu verwerten. Damit zeigt er eine schärfere Einsicht, als die meisten seiner Kritiker, die seinen Prorektor in lokalpatriotischem Ueberschwang in den Himmel haben. Viel wichtiger ist es, dass er als einer der allerersten dem unschätzbaren Wert der Mundart erkannt hatte. Das beweist neben seinem Schwank die Art seines Unterrichts. Er unterwies seine Schüler, wie Friedrich Stoltze erzählt, dass alle oft bizarr und willkürlich erscheinenden Eigentümlichkeiten der Volkssprache ganz ebenso bestimmten Gesetzen genügten, wie eine literarisch festgelegte Schriftsprache, und versuchte von diesem Standpunkt aus ihr Sprachgefühl zu schärfen. Für Stoltze hat er sogar eine besondere Grammatik der frankfurter Mundart und ein Wörterbuch angelegt, und seinem Einfluss ist es vor allem zuzuschreiben, dass sich Friedrich Stoltze der Dialektdichtung zugewandt hat.

Schöpfer

Der eigentliche ~~Einfluss~~ ^{Schöpfer} der frankfurter Volksbühne, deren Erfolge dann die grosse Zahl von Lokalstücken hervorriefen, war Karl Malss. Vorher hatte es keiner gewagt, die "ordinaire" Sprache des Volkes auf die Bühne zu bringen, und er selbst hatte noch mancherlei Widerstände zu überwinden, ehe es ihm gelang, der Mundart im National-Theater der frei-

en Stadt Frankfurt Eingang zu verschaffen, obwohl er dessen zweiter Direktor war. Karl Malss war kein grosser Dichter. Dazu fehlte es ihm vor allem an Phantasie. Die Nestroy vermochte auch er keine Handlung zu ersinnen, keine Fabel zu führen und sie durch eindringliche Situationen für sich selbst sprechen zu lassen. Sie begnügten sich beide damit, ein Stück, das ihnen geeignet schien, für ihre besonderen Zwecke umzuformen, und darin bestand denn auch ihre Hauptstärke. Entlehnte Handlungen ihrem Bedürfnis entsprechend umzugestalten, einen witzigen und charakteristischen Dialog auszuspinnen, das verstanden beide meisterhaft. Und in weiser Erkenntnis ihrer Fähigkeiten beschränkten sie sich ~~demnach~~ durchwegs auf ihre Mittel. Aus ähnlichen Gründen erschiene ~~demnach~~, wie noch darzulegen ist, die karnevalistischen Dichter grösstenteils als Nachahmer Nestroys, was viele ja auch tatsächlich sind, während der phantasiereichere, gemütvollere und sonnigere Rainund aus den gleichen Gründen weit seltener zum Vorbild genommen wurde. Sonst allerdings hat der vornehm gesinnte Malss mit Nestroy und seiner oft ans Gemeine streifende Art keine Berührungspunkte gehabt.

War nun auch Malss kein grosser Dichter, so war er doch ein geistreicher Schalk, ein gescheiter, vielerfahrener Mann, der in allen Salons gern gesehen war, ein scharfer und witziger Beobachter und wie die meisten bedeutenden Humoristen, ein wahrhaft guter Mensch. Er wurde am 2. Dezember 1792 in Frankfurt geboren, trat bei einem Kaufmann in die Lehre und lebte dann ein paar Jahre in Lyon. Er nahm als Offizier an den Befreiungskriegen teil und bezog dann die Universität Giessen, wo er Mathematik und Architektur studierte. Nach kurzer Tätigkeit in Mainz wurde er bei der Festungsbaukommission in Koblenz angestellt. Schon im folgenden Jahre, 1820, kam er als zweiter Direktor des National-Theaters nach Frankfurt, wo er am 3. Juni 1848 einem alten asthmatischen Leiden erlag.

Sein erstes Stück, zu dem ihm nach eigener Aussage der Prorektor als Vorbild gedient hatte, war Die Entführung oder Der alte Bürger-Capitain, ein heróisch bürgerlich Lustspiel in zwei Abteilungen, das schon Börne (2, 297) ein Meisterstück genannt hatte. Es wurde am 13. August

1821 zusammen mit einem Lustspiel von Costenoble ohne Angabe des Verfassers zum besten der Pensionskasse zum erstenmal aufgeführt. Unter unheilrohender Schweigen der Zuschauer, die nach Hassels Bericht vor der Auf-führung sogar die Schauspieler bedroht hatten, begann die Vorstellung, aber bald war das Vorurteil gegen die Mundart gebrochen und der Erfolg unbestritten. *) ~~RixaxuxxakraxlR&R~~ Allein bis zum Jahre 1865 wurde es n nach Hassels Statistik 108 Mal aufgeführt, obwohl wöchentlich nur vier oder höchstens fünf Theaterabende stattfanden. Auch im übrigen Deutsch-land hatte er grossen Erfolg; sogar in Hamburg, wo ihn der beliebte Bai-son zu einem Ehrenabend ausgewählt hatte.

Und dieser Erfolg war verdient, denn Males hatte hier mit behaglicher Laune ein Werk geschaffen, das mit einfachen und natürlichen Mitteln den Frankfurter Spiessbürger um die Jahrhundertwende so lebenswahr und echt versinnbildlicht, die Lokalfarbe so treu wiedergibt und die Seitensitzung so sicher trifft, dass die Hauptrollen, der Kimmelmeyer, das Lieschen und der Müller zu stehenden Typen geworden sind. Wir haben kein Stück aus dieser Zeit, das die Kulturzustände so plastisch und naturgetreu wieder-gäbe als der Bürger-Capitain, der ebenso wie auch die übrigen Werke von Males hohen sprachwissenschaftlichen Wert hat, zumal er ein ausführliche und gediegenes Wörterbuch enthält.

Nicht so gross war der Erfolg, den er mit seinem zweiten Werk mit dem Fest der Handwerker (1829) errang. Als Vorbild diente ein von dem berliner Schauspieler Louis Angely (1787-1835) aus dem Französischen übersetztes Stück gleichen Namens. Alle Rollen wurden geändert, der Dial vollständig überarbeitet und noch eine Figur hinzugefügt, der Tüncher-geselle Herrcheshheimer, ein echter Frankfurter. Er allein spricht die Mundart, die anderen Darstellern müssen sich mit Anspielungen auf östli-che Ereignisse begnügen. [Nur oberflächlich den frankfurter Verhältnissen angepasst, ist das nach Ed. Devrients Berliner Posse gearbeitete dritte Stück, Ein Stündchen im Tivoli (32) in das er kurz vor den Proben eine köstliche Parodie des Osterspaziergangs einlegte, die zu dem besten zähl

*) Die Frankf. Lokalstücke auf dem Theater der freien Stadt 1821-1866

was Males geschrieben hat.

Ein Jahr darauf erschien das Stück, das seinen Namen weithin bekannt machte und unzählige Nachahmungen gefunden hat, Die Landpartie nach Königstein, eine Lokalposse in vier Aufzügen. Die Vorlage war ein pariser S Schwanke: Le Bourgeois de Paris ou la partie de plaisir, das mit Portier in der Hauptrolle dort wochenlang die Menschen in Atem hielt. Nicht anders war es in Frankfurt, wo es bis 1866 146 Mal aufgeführt wurde. Mit der wundervoll lebendigen Gestalt des Herrn Hampelmann, die ebenso selbstverständlich aus den damaligen frankfurter Verhältnissen hervorgegangen war, wie der Bürgerkapitän, sein Leibschutz und das Kullerche, hat Males eine Charakterfigur geschaffen, die durchaus originell, durchaus echt das Wesen des frankfurter Kleinbürgers in seinem innersten Kern trifft, obwohl sie nach dem Pariser Bourgeois seines Vorbildes geschaffen ist. Kein falscher Zug ist in dieser Gestalt, die ganz in das Bewusstsein der Frankfurter übergegangen war, kein falscher Laut in seinem Munde, und wenn Friedrich Stoltze späterhin einmal daran gemäkelt hat, so geschah das aus seinem demokratischen Gefühl heraus. In seine „Latern“ hat er den Herrn Hampelmann trotzdem übernommen, wenn er ihn auch, den Anschauungen der Zeit entsprechend gewandelt hat und ihn mit mehr freiem Bürgersinn und mehr Rückgrat ausstattete. Wilhelm Grimm, übte, wie Stricker in seinem Artikel über Males in der Allgemeinen deutschen Biographie mitteilt, mit besonderem Behagen die Kunst, Herrn Hampelmann vorzutragen.

Der Erfolg des Stückes veranlasste Males zu einigen Fortsetzungen. Im Jahre 1833 kam die sechsstückige Posse Herr Hampelmann im Silwagen, die nach Les inconvenients d'un voyage en diligence von Artois ~~von~~ Bournonville gebildet war. In der Figur des Gerichtsassistenten Servatius hat er die darnestädter Mundart recht lustig verspottet. Drei Monate später, im Februar 34 erschien Herr Hampelmann sucht ein Logis, eine Posse in 5 Akten, ~~die~~ die Appartements a' louer als Muster gedient hatten, ^{sind} ~~die~~ in der Uebersetzung Angelys in Norddeutschland bereits mit Erfolg aufgeführt waren. Trotz der beifälligen Aufnahme hielt Males eine weitere Fortsetzung: Herr Hampelmann in Paris zurück; sie erschien in Hassels Posse Hampelmanns galan-

te Abenteuer als Einlage.

Die Hampelmanniaden, die Hassel und später ~~mit~~ Hallenstein und Stolte verfassten, reichen nicht entfernt an die Posse von Kals heran. Neben den Hampelmanniaden hat Kals noch ein Lebensbild: Die Jungfern Köchinnen geschrieben nach dem französischen Singspiel Les cuisinières, und ein Stück Die Bauern, in dem echt weiteraustisch gesprochen wird. Dieses Stück erschien erst 1849 nach dem Tode des Verfassers in dem "Volks-theater in frankfurter Mundart", zugleich mit der kleinen Borzenelle-Comödie. Sein literarischer Nachlass erschien in der zweiten Auflage des Volks-theaters, die schon 1850 herauskam, und enthält auch das lustige "Briefmuster aus den unteren Regionen der Gesellschaft", das er den Künsteleien des damals ~~noch~~ in hohem Ansehen stehenden Lichtenberg gegenüber als der Wirklichkeit entnommen bezeichnet hatte.

Bemerkenswert ist es, dass die einzelnen Ausgaben seiner Werke in der Schreibung nicht unwesentlich von einander abweichen, weil die Buchdrucker ganz willkürlich verfahren. Es dürfte sicher sein, dass die dem Schrift-deutschen angenäherten Formen nicht von Kals stammen, der für den Dialekt ein ausserordentlich feines Ohr und auch ein reges Verständnis hatte. Er vermochte, wie immer wieder hervorgehoben wird, die Mundarten der einzelnen Stadtteile zu unterscheiden, was in meiner Heimatstadt Main für den Eingeborenen übrigens auch heutzutage noch kein besonderes Kunststück ist.

Ein Jahr nach dem Bürgerkapitän erschienen Die Sachsenhäuser oder Käthchens Hauchzeit, ein barjerlich Laustspeul unnd kaumische Farze inn zwaa Uffzeuge usw. von Balser Breimund, dem Frankfurter. Frankfurt unnd Sachsenhausen zwischen Gikkell ohne Gegakkell, im Jahre des Heils 1821. Ueber den pseudonymen Verfasser, der sich in der Rolle eines Deutschümlers gefällt, ist nichts mehr zu erfahren. Askenasy meint, dass der Deckname in bewusstem Anklang an Freimung Reimar, das Pseudonym Rückerts gebildet sei. Das scheint mir wenig wahrscheinlich. Näher liegt wohl die Vermutung, dass er das ~~Wort~~ Wort Breimaul verfeinert hat, um den Decknamen nicht sofort erkennen zu lassen. Auch der ~~Alle~~ Alle welt vorn name Balser

scheint das zu bestätigen. Die Mundart gibt er sehr genau wieder; mitunter ist sie heute nur noch schwer verständlich.

Zu den alten Frankfurtern von echtem Schrot und Korn gehört auch der Polizeigerichtsassessor Dr. Georg Wilhelm Pfeiffer, (1795-1871) der in seiner Aussestunden eine ungewöhnlich schriftstellerische Fruchtbarkeit entwickelte. Er schrieb eine ganze Reihe von hochdeutschen Erzählungen, die fast alle auf frankfurter Boden spielen, mehrere mundartliche Possen und eine ganze Anzahl von Gedichten, die er unter dem Titel Klänge und Bilder (1802-1807) in zwei Bändchen herausgegeben hat. Sein erstes Bühnenwerk war Die Bürgerschlacht, die 1828 als Manuskript für Freunde erschien. Es ist ein recht vergnügliches Stimmungsbild aus der alten Frankfurt, dessen Angelpunkt ein lustiges Schlachtfest bildet. Im Jahre 1835 folgte das "borjerlich Lust- und Kabalespiel" Die Brunnenfahrt, das es sogar zu einer Aufführung brachte; obwohl nichts wertvolles darin ist. Infolge des schlimmen Misserfolges verschwand es nach der ersten Aufführung. In Alexandrien abgefasst, ist Der Mehlwardein oder Tugendlohn und Borjerglück, das 1837 ebenfalls als Manuskript für Freunde erschien. Ausserdem veröffentlichte er noch einen borjerlichen Gruss an die Borjerschaft zum Neujahrschdag 1855.

Die Sprache Pfeiffers, der sowohl die städtische Mundart von Frankfurt als auch die bäuerliche Sachsenhausens verwendet, ist ganz ungleichwertig. Die von Askenasy gepriesene Sicherheit seines Dialektes sucht man aber vergeblich. Er gebraucht eine ganze Menge hochdeutscher Satzfügungen und Formen, ja sogar die Stülpung nach und; in seinen Gedichten steht er ganz unter dem Einfluss von Rein und Rythmus, die ihn oft gefährlich entgleiten lassen. So dichtet er (in der von Franz Rittweger besorgten neuen Auflage der Klänge und Bilder, (1904, S. 82) über die "Frankfurter Sprache".

Weisst endlich noch Vergangenheit
Von Mutterlieb e Bild,
Wie die hot unser Jugendzeit
Bewacht so treu und mild.
Un tönt ihr Mährehe und ins Ohr,
Ihr Lied nach unser Weis,
Dann geht kaa anner Sprach mehr vor;
Frankfortisch kriecht de Preis.

Trotzdem sind seine Werke für den alten Dialekt sehr aufschlussreich, denn

grade in Frankfurt hat er sich unter dem Einfluss des Verkehrs, der politischen Umgestaltung und des damit zusammenhängenden Zuzugs im letzten halben Jahrhundert sehr stark verändert. Literarisch betrachtet sind seine Arbeiten recht belanglos.

Wesentlich bedeutender und sprachlich viel treuer sind die mit naturalistischer Schärfe aufgefangenen Bilder, die Johann Wilhelm Sauerwein von dem Leben seiner Vaterstadt entwirft. Vierzig Jahre nach der Veröffentlichung des Prorectors kam seine erste Nachahmung an die ~~öffentl~~ Öffentlichkeit, Der Gräff, wie er leibt und lebt, eine wahrhaftige Schulgeschichte aus den Papieren eines Erstklässers. Es stammt von J. W. Sauerwein, dem Dichter der frankfurter Demagogenbewegung, erschien aber trotz seines buchhändlerischen Erfolges ebenso wie die anderen Werke des Dichters zu seinen Lebzeiten ohne Angabe des Namens. Seine literarische Tätigkeit in der damaligen politischen Umwälzung lässt sich nicht mehr genau verfolgen; man weiss nur, dass er für die Volkshalle schrieb, für den Bulenspiegel, die Zeitschwingen und auch manche anderen Blätter, die damals in Frankfurt und seiner Nachbarschaft in rascher Folge entstanden, unterdrückt wurden und unter einem anderen Namen sofort wieder auftauchten. Wahrscheinlich stammen von ihm die beiden damals vielgesungenen Lieder Fürsten zum Land hinaus und Der Sturmgesang (Wie wir dich beklagen, deutsches Vaterland). Aber wie die politische Tätigkeit der "Professoren und Journalisten in der Paulekirche" bis heute ^{inulänglich} fast wieder vergessen war oder gar verspottet wurde, weil man das wertvolle, überwältigende daran nicht mehr begriff, so ist auch seine politische Tätigkeit längst vergessen, samt seiner publizistischen. Für uns hat er allein noch Geltung als Dialektdichter. "E doch aus genialer Mensch," sagt Friedrich Stoltze im 8. Kapitel seines unveröffentlichten Romanes Polen und Studenten, "Männer der witsigste Frankfurter, dies jemals gewe hot, der gesprudelt hot von Humor un eesige Einfall."

Sauerwein war am 9. Mai 1803 in Frankfurt geboren, studierte Theologie in Heidelberg, wo er nicht nur für den burschenschaftlichen Geist sondern auch für den Rationalismus der freisinnigen Theologen schwärmte, ver-

zichtete auf eine Anstellung und ging nach der Schweiz, wo er mit Karl Mathey freundschaftlich verkehrte und Professor für deutsche und englische Sprache in St. Marcellin (Isère) wurde. Krankheitshalber kehrte er 1844 nach Frankfurt zurück und starb am 31. März 1847 nach langem Siechtum an einem Rückenmarksleiden.

Ein ausgezeichnete Kenner des kleinbürgerlichen Lebens, ein lebenswürdiger, lebensfroher Dichter, gelangten ihm prächtige humoristische Schilderungen aus dem alten Frankfurt, das er mit oft recht dörben, aber stets eindrucksvollen Strichen lebendig und originell darstellte. Sein erstes Stück, Der Amerikaner, das 1830 erschien, ist eine scharf gesehene, ganz und gar naturalistische Schilderung voll treffender Charakteristik. Sein Gräff, wie er leibt und lebt, der 1833 im Buchhandel erschien, ist von Males für die Bühne bearbeitet worden und unter dem Titel: Die Quartierschule (oft falsch als Quartalschule zitiert) am 25. März 1836 aufgeführt worden. Es ist eine kleine schwankmäßig ausgebeutete Schulgeschichte, die ohne jede Charakteristik aber mit viel Humor entwickelt wird. In ihrer Sprache aber in der Mannigfaltigkeit der verschiedenen ständischen Dialekte ist sie ganz ausgezeichnet, allerdings weniger aus dichterischer Schöpferkraft als durch peinlich genaue Beobachtung der Mundart.

Der Gräff, der gutmütige, hilflose Lehrer, der zwar fluchen kann, aber nicht strafen, spricht einen gehobenen Dialekt und befeilsigt sich in feierlicher Rede sogar ~~in ganz reinem Hochdeutsch~~ um die Aussprache der Endsilben; mitunter geht er sogar in ganz reines Hochdeutsch über wie auch der Prorektor Textors. Ebenso wie dort bemühen sich auch hier die Schüler, ihm nachzueifern, meist aber nur sehr lässig. Die Bühnenanweisungen bringt er darin in Reimen. [Ungleich bedeutender als der Gräff sind die köstlichen Szenen vom Gemütsmarkt, in der Mundart von Sachsenhausen und Die Berner Kerb (1839). [Von den übrigen Werken, Sauerweins, die alle in mehreren Auflagen erschienen sind und mit Ausnahme der Viertelstündigen Wirtshausreden und dem Altfrankfurter Berjer unter dem Titel Frankfurt wie es leibt und lebt neuerdings auch gesammelt herauskamen, ist vornehmlich noch

Der Graff im Grüne (1838) zu erwähnen, der ebenfalls in der Mundart von Sachsenhausen abgefasst ist.

Sie alle zeichnen sich aus durch die wundervolle Natürlichkeit in der Darstellung des kleinbürgerlichen Lebens, dem er bei aller Einfachheit der äusseren Vorgänge immer ~~wiadax~~ neue komische Seiten abzugewinnen weiss, und durch die treue, sorgfältige Wiedergabe der Mundart, in die sich kaum jemals ein falscher Zug mengt, wenn es sich nicht durch die Umstände als Absicht erweist. Sehr fein beobachtet ist es, dass die Frauen mit Redensarten dahinleben, wie sie auch heute noch im Schwange sind, während die Männer denken und deshalb auch viel weniger formelhafte Fügungen in ihren Gesprächen haben.

Folgende Probe aus dem Gemüsmarkt, der in sachsenhäuser Mundart abgefasst ist, mag das beweisen: (Anfang der VI. Szene):

Peter: Metter, selt kimmt Ihr Lotteriejud gelaafe un dar Votter hinner ehm drein.

Schunkin: Lehn mer mol ans an Reiserbesem. Ich wills ehm weise, wann ar mer hie was onfenkt.

Copernikuszin: Hobb kan Bang. Mir sein sach do.

Ditzelin: Wie ar e Maul ufdiht, do werf ich ehm gleich e Mahnesters iwern Kopp; dahn hazzern in der Gewalt.

Geyern: Ower fangt net dererst an, dass mer recht kreie uffem Remer. Das ist nicht immer ganz richtig, ^{geschrieben} weil er darauf versichtet, die nasalen Laute zu bezeichnen, und weil er sich darauf verlässt, dass doch richtig gesprochen wird. Es müsste beispielsweise heissen: Judd, da statt dar, ahns statt ans, a statt ar, glei statt gleich, dererscht statt dererst.

Viel reiner und auch künstlerisch ausgeprägter bringt Males die Mundart. So sagt das Lieschen im Bürgerkapitän (I, 1):

Guck, ich bin blos dem Weigenand so Gefalle dehüme gebliwe, dann guod der arm Schelm greemt sich gar so sehr, wann ich danse gehn un er is net derbei; er hot awwer sach recht, dann so wies sehe Uhr vorbei is, do lafe schon unser vornehme junge Herr in Saal herum, redde Franseesch, lache iwe:

unser ähn, gucke e jed Xsähks Wedge uns Gesicht, dass es e Schann is, un halte sich iwer Esse un Drinke un iwer die Musik uff; do kann gar kein hanett Wedge mehr do bleiwe.

Auch das ist nicht ganz richtig. Statt sehr wäre arich besser, ebenso debei statt derbei, halle statt halte; kein ist keifh. [Weder Sauerwein noch Kals sind weit über das bloss $\frac{1}{2}$ schwankmässige hinausgekommen. Letzten Endes hat dazu ihre Begabung nicht ausgereicht. Sie waren beide nur Schrittmacher für den Grösseren, für den einzigen, der im Dialekt-drama eine wirkliche Höhe erreicht hat, für Ernst Elias Niebergall.

Ernst Elias Niebergall.

.....

Das in Deutschland bis tief in das 18. Jahrhundert hinein aufgetreten ist an mundartlichen Bühnendichtern, das ist bei aller Begabung in Einzelnen doch keine hohe Kunst gewesen, sondern bescheidene Talente in der Art Nestroys, denen Goethe in seinen Aufsätzen und Rezensionen (S.A. 42,2 Seite 121) zugesteht, dass sie als Naturpoeten "die nächste Umgebung treulich ~~zufassen~~ auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit grosser Heiterkeit genau zu schildern verstehen." Selbst harmlose, friedlich Untertanen ohne alle genialischen Anwandlungen, finden sie ihr Genügen daran, ihren Mitbürgern einen Spass zu machen, indem sie ihm das Bürgertum in der Gebundenheit seines Herkommens, in seiner satten Behäbigkeit zeigen. Ohne äthische oder künstlerische Pläne wird das flache Leben des Pfahlbürgers von aussen her betrachtet, ein wenig überlegen, aber doch durchaus schwankhaft. Eine geistige Vertiefung ist nie erstrebt, ein dichterische kaum versucht. Wo nicht die Mundart an sich schon Charaktere schildert - und das kann die Mundart bis zu einem erstaunlich hohen Grade - sucht man vergeblich nach ihnen, denn den Verfassern geht es nur um die Wirkung, und die liegt für die Bühne und noch mehr für die Bühnenpraktiker natürlich immer in den kasserlichen Geschehnissen, denn "man kommt zu schauen, man will am liebsten sehn." Statt über dem Leben zu stehen, das sie zu schildern streben, stehen sie mitten darin, und wo der wahre Dichter sich das Herz aufreisst und in unermessliche Tiefen schauen lässt, da knöpfen sie sich zu bis an den Hals und basteln mit oberflächlicher Kunstfertigkeit aber ohne Kunst auf der Oberfläche herum. Es ist das die Art der weitaus meisten aller Skribenten, aber trotzdem haben wir noch kein Wort für sie, keine treffende Bezeichnung, weil sie gewöhnlich nur in Zeitungen genannt werden, wo sie dann in der Geschwindigkeit des Betriebes Dichterlinge, Fabrikanten aber auch Dichter heissen. Kales, Sauerwein, Hallenstein - um nur die bedeutendsten zu nennen, haben keine an-

deren Ziele verfolgt; ein Charakterstück hat keiner von ihnen zu geben vermocht. Das hat von allen Bühnendichtern des rheinmainischen Landes allein Ernst Elias Niebergall gekonnt, der bedeutendste Dialektdichter Hessens, ja ganz Süddeutschlands, wenn man von den Lyrikern absieht. Er war in Wahrheit ein Dichter im Sinne Goethes. Er ging nicht von aussen an die Dinge heran, er schuf sie aus seinem eigenen Inneren.

Eine beschauliche Natur, wie die meisten Humoristen tat er schon auf der Schule brav seine Pflicht, und lächelte über das eitle Zopftum der Schulmeister, während Georg Büchner, der auch das Darmstädter Gymnasium besuchte, seinem gequälten Herzen voll Empörung Luft machte. "Lebendiges! Was nützt der tote Kram!" schrieb er wie Fuhs (Niebergalls dramatische Werke S. 27) mitteilt in heiligem Zorn in sein Heft. Niebergall dagegen, der später auch manch treffendes Wort über die Schule fand, wetteiferte mit dem nachmaligen Professor Meurer um den ersten Platz und verschloss seine Gefühle. Mit lächelnder Verachtung ging er über all diesen Kram hinweg und suchte das Leben ganz ganz von innen heraus zu fassen von seinem eigensten, ganz subjektiven Standpunkt aus. So ist Niebergall, mit Mahsen natürlich, der Fritz Knippelius, ist er der Bätterich. Mag deshalb von Niebergalls Leben, von seinen Beziehungen zu seiner Umwelt noch so wenig bekannt sein, was wesentlich ist und wichtig darin, das können wir aus seinen Werken entnehmen.

Geboren wurde Ernst Elias Niebergall am 13. Januar 1815 als der fünfte Sohn des Kammermusikers Johann Georg Niebergall aus Kosbach bei Eisenach, der als Militärmusiker nach Darmstadt gekommen war und dort im Jahre 1802 mit Maria Katharina Kraft aus alter Darmstädter Familie getraut worden war. Was über seine Jugend bekannt ist, das hat der verstorbene Direktor der Darmstädter Hofbibliothek, Dr. ^{Gustav} Niek, gesammelt und in den Quartalblättern des Historischen Vereins für das Grossherzogtum Hessen (Neue Folge I, 705, 1895) veröffentlicht. Danach erhielt Niebergall seinen ersten Unterricht in der Privatschule von Rautenpusch, kam zu Ostern 1827 in das Gymnasium, das er als einer der besten Schüler im Herbst

1832 verließ, um zur Universität zu gehen. Als armer Teufel war er auf Stipendien angewiesen, weshalb er sich der Theologie zuwenden mußte; wie Fritz Knippelius gegen seine Neigung. Am 12. Dezember schrieb er sich in Giessen ein, beschäftigte sich aber wenig mit seinen Kollegien, dagegen mehr mit Krug und Klinge. Als Mitglied des Korps Palatia, das von zersprengten Burschenschäftlern aufgetan war, wurde er 1834 mit 80 anderen Studenten unter der Anschuldigung, "an einer strafbaren, politische Zwecke verfolgenden Verbindung teilgenommen zu haben" in einer längeren Untersuchung verwickelt. Vorher war er schon wegen eines Zweikampfes zu einer Karzerstrafe verurteilt worden. In dieser Zeit, vielleicht während der Karzerhaft, hat er die erste Fassung seines Lustspiels "Des Burschen Heimkehr" oder "Der tolle Hund" vollendet und "unter fabelhaftem Applause auf der Kneipe vorgelesen", wie Scriba in seiner Einleitung zum Datterich erzählt (Friedberg 1858 und später). Infolge der Untersuchung ~~verließ~~ er im Herbst 1835 die Universität und wurde Hauslehrer beim Heroldsmeister Reitz in Dieburg, wo er fünf Jahre lang lebte. In dem einzigen bisher bekannten Brief von seiner Hand, den der Stadtbibliothekar K. Noack in Darmstadt 1911 entdeckte, schildert er dies Leben recht behaglich. Er hatte etwa ein Dutzend Kinder zu unterrichten, aber es blieb ihm Musse genug, eine ganze Anzahl von Erzählungen zu schreiben, die unter seinen Kneipnamen Streff in der Frankfurter Didaskalia erschienen. Franz Harres hat sie 1896 gesammelt herausgegeben. Sie sind meist recht flüssig geschrieben, aber ohne jede besondere Note, ganz in der Art, wie sie flüchtigen Zeitungslesern auch heute noch behagt. Es ist die Weige der Cramer, Spiess und Clauren, die heute zwar selbst in Verruf sind, aber von zahllosen Schreibern mit weniger Talent und geringeren Kenntnissen immer noch fröhlich nachgeahmt werden.

Am 9. Dezember 1836 wurde ^{in Dieburg} E. in Giessen freigesprochen, jedoch in einen Teil der Gerichtskosten verurteilt. Auch das war noch hart genug für ihn, aber er sah doch wieder die Möglichkeit, seine Studien zu beenden. Um sich die Mittel dafür zu beschaffen, beschloss er "eine Finanzspeku-

lation" zu machen und ~~zu~~ "Des Burschen Heimkehr" neu bearbeitet auf Subscription zu verlegen. Anfangs April 1837 war er mit den Aenderungen fertig und wandte sich nun, wie wir aus den oben erwähnten Briefe wissen, der vom 12. April 1837 datiert ist, an seine Freunde, um ihre Unterstützung zu erbitten. Noch im selben Jahre erschien das Werk unter seinem Kneipnamen bei Kranzbühler in Worms im Druck, und schon am 6. September im Sommertheater in Doll "unter donnerndem Jubel der zahlreich anwesenden Gymnasiasten" (10. Aufl. S. IV.) auf der Bühne. Eine besondere Beachtung wurde ihm aber nicht ~~zu~~theil; die Kritiker beurteilten es selbstverständlich seiner Bühnenwirkung nach, und die kann nicht bedeutend gewesen sein, denn bei allen Vorzügen in Einzelheiten ist es in seiner Gesamtheit doch recht unbeholfen und unfertig. Die unzähligen Monologe, die Verschleppung der Handlung durch kleine, unnötige Zwischenstücke, die ganz im Vorbeigehen gebrachten Erklärungen wichtiger Vorkommnisse, der ~~dadurch~~ ^{dadurch} triviale Schluss hinderte wohl die Erkenntnis, dass auch hier schon starke und bedeutsame Ansätze zu einer wahrhaften Charakterkomödie zutage treten. Die Männer sind ganz ausgezeichnet dargestellt, und selbst, wenn man den Dialekt abzieht, bleibt noch genug eigenes Leben übrig, aber über den Durchschnitt ähnlicher hochdeutscher Schwänke ragt es nicht hinaus. Der Darmstädter Lokalpatriotismus, der sich jahrzehntelang nicht um Niebergall gekümmert hat, möchte nun, nachdem der Dichter auswärts zu Ehren gekommen ist, gern das grosse Verständnis heucheln, das der Spiessbürger so oft als Maske vor seine Beschämung bindet, aber wenn er dann "Des Burschen Heimkehr" zu einem unerreichten Meisterwerk stempeln will, dann geht das wirklich zu weit. Trotzdem ist es bedauerlich und bezeichnend zugleich, dass das Darmstädter Hoftheater erst im Jahre 1915 sich zu einer Aufführung entschliessen konnte.

Sein Zweck, zu einigen Mitteln zu kommen durch den Druck des Stückes, hat ~~Hxxaffs~~ Niebergall offenbar erreicht, denn im September 1839 bestand er in Giessen seine Prüfung, aber da er keinerlei Neigung hatte, Pfarrer zu werden, folgte er einem Ruf als Hauptlehrer an das Schmitzsche Institut in Darmstadt, wo er in den klassischen Sprachen und der Geschich-

te unterrichtete. Hier erschien 1841 sein bekanntestes und reifstes Werk, der trotz aller dramaturgischen Einwände geniale "D a t t e r i c h", der es in seinem 75. Jahr schliesslich auch noch zu einer Aufführung am Darmstädter Hoftheater brachte, nachdem er vorher besonders durch den Verein Melomania zahlreiche, mustergültige Aufführungen erlebt hatte.

Mit den Datterich, hat Fiebergall, der schon am 18. April 1843 nach kurzer Krankheit starb, ein Werk geschaffen, das durchaus originell, durchaus mundartlich gedacht ist, und in unserer gesamten Literatur nicht seinesgleichen hat. Gelegentlich der Berliner Aufführung am 24. April 1915 schrieb Alfred Kerr (Die Welt im Drama III. S. 396 f.) sehr mit Recht: Man zieht das Mundartliche seines Stückes ab - und fragt, was nach dem Abzug bleibt. Was von Wert für alle. Was von gemeiner Geltung. Der Datterich bleibt. Die Hauptgestalt. Der Mensch in der Mitte... Wundervoll! Hinter allem spürt man die bittere Erkenntnis der Gesunkenen. Richard der Zweite.. Wie muss das in der Mundart einstens gewirkt haben... Stoltze fliegt so hoch über zehntausend Jambendichtern mit seinem kix frankfortischen ~~Kix~~ Geschwabbel wie der Datterich über unfesselnden Kleinbürgern. ." [Rehnlich äussert sich Siegfried Jakobsohn in seinem 4. Jahr auf der Bühne (S. 150 ff): Das Charakterbild wird nie gross, aber es wird auch nie sentimental... Es reicht bei ihm nicht zur Tragik, aber es reicht zu einer kleinen Traurigkeit. Datterichs Leben ist kaum dramatisch, denn es geht nichts darin vor, denn das er für einen Handwerksburschen ungefähr den Kaspar aus dem Freischütz spielt, aber statt in die Wolfsschlucht die Treppe hinuntergeworfen wird, die er gleich wieder zum Aufstieg zu benutzen wohl der kann ist. Dies undramatische Leben zerfällt in zehn Bildern, ohne doch zu zerfallen. Die lockere Form hält ziemlich fest. Behaglich und sicher schlängelt sich ein sauberer, rechts und links freundlich beblümter Weg durch die hübscheste Biedermeierlandschaft. "[Und diese Landschaft ist nicht etwa ein phantastisch aufgeputztes Nirgendwo, es ist das vormärzliche Darmstadt mit seinen engen Gassen, seinen beschaulich armseligen Spiessbürgerstamm, seinen matten Philisterseelen, die sich ähnlich sind wie ein Ei dem ande-

ren, deren Leben dahingehet zwischen Schlafen, Essen, Trinken und Kartenspielen, die nichts sind und nichts haben, als ihren anmasslichen Dünkel, ihre phahlbürgerliche Hemdärmelwürde. Und mitten unter ihnen der Datterich, das verkommene Genie, der Mann, der seinen Schiller kennt und auch in der Welt Bescheid weiss, der Bohemien, der sie alle zum besten hält, die schlimmere Halunken sind als er, den sie mit ihrer feilen Moral allmählich dazu gemacht haben. Nicht einmal über sich selbst täuscht er sich. Er weiss genau, wie es um ihn bestellt ist, aber er weiss auch, dass die anderen all noch viel schlimmer und vertloser sind, dass sie alle nur Hüllen sind, nur bunte seelenlose Puppen mit Menschengesichtern, und darum spricht er sich das Recht zu, sie zu veralbern und zu betrügen wo er kann. Aber er tut das auf seine wundervoll überlegene Weise; graziös und geistreich, und weiss sie, ohne ihnen auch nur irgendwelche wesentliche Zugeständnisse zu machen, so zu nehmen, dass sie sich noch durch seinen Umgang geschmeichelt fühlen, wenn sie ihn gleich für einen Lumpen halten. Selbst Durbach kann nicht leugnen, dass er ein Mann von Kenntnissen ist, und auch der hohle Fritz Knippelius hat einen gewissen Respekt vor ihm. Denn er ist eben ein ganzer Kerl, ist ein Mensch von Fleisch und Bein und Blut, mit einem prächtigen Herzen, ein Mensch, der trotz seiner Verkommenheit ein Lebenskünstler ist, ein Dichter, der die ganze Welt mit seinen Kinderaugen ansieht, ein Mensch wie Peter Hille einer war oder Peter Altenberg. Ein ~~man~~ Mensch, wie er nur im Süden gedeihen, wie er sich nur hier entfalten kann.

Um ihn, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, dreht sich nicht nur das Stück, sondern sämtliche Gefühle und sämtliche Gedanken der anderen. Von ihm empfangen sie ihr Licht und ihre Bedeutung, er erscheint als der ~~Mittelpunkt~~ ^{Herz} Mittelpunkt der ganzen damaligen Residenz, die ja so namenlos und nüchtern war, so mondscheinfarbig verschlafen, und ohne alle geistigen Regungen in ihrer Bürgerschaft, der es (Fuchs a. a. O. S. 6 ff.) ein Ereignis war, wenn vor der Traube ein Postwagen vorfuhr und einen Fremden brachte. Die einen Halbportionenstret veranstaltete, weil die Wirte um

einen halben Kreuzer aufgeschlagen waren, *) und das Ende der Welt nahe glaubte, wenn sich ein Bauer einen Bart wachsen liess.

Diese stumpfe, dumpfe Atmosphäre hat Niebergall mit sicheren Strichen wiedergegeben, und zwar so, dass sein Datterich die einzige grosse Charakterkomödie ist, die wir überhaupt in Deutschland haben. Schon "Des Burschen Heimkehr" macht dazu bedeutende Ansätze, aber im Datterich hat er sie fast ~~nix~~ in der Vollendung erreicht. Und wie ist alles in diesen kleinen, fast nüchternen Rahmen gestellt! Keiner sagt auch nur ein Wort zuviel und nicht einer ist da, der nicht doch sein ganz bestimmtes Gesicht hätte in dieser ewig gleichen, ewig ausdruckslosen Masse. Selbst die Frauen, die in dieser Umgebung sich alle zum Erschrecken ähnlich sind, haben eine gewisse Besonderheit, eine Individualität. Jede ist in ihrer Art und plastisch gestaltet.

Wie steht der alte Knippelius in "Des Burschen Heimkehr" ^{Schon nach} den ersten Worten vor uns:

Knippelius: Da do schlekts schon drei, un ich bin als noch
gezogen! Da is kah Schmihage, un ka West un nix sauer! Ich weiss,
dass e Gewidder in des Weisvolk fohrn deht. De ganze Morfend knot-
tele so erum, un hinnedrin is ka Berscht gedoh. (I,1)

Das kann nur die Mundart so geben, so scharf umrissen, so sicher und
bestimmt in jedem Zug. Und wie steht (I, 5) das Bild der Bärbel vor uns,
wenn sie sagt:

Des is e wehr Mallehr, ma kann so e Buch gar net im Zusammenhang lese.
(Sie liest eine Zeitung für sich.) Nah, des worn scheene Zeite.
Wanne nor alleweil noch so wahr! Do wehr ich ein Freilein, un der
Fritz wehr e junger Ridda, un mei Valdin saah, un dem deht ich e
lilafarwig Schärf sticke - weil ich die Lilaklander am gernate
draag - un die deht er umhenke un uf Owendeier aussiehe, un deht

*) Esselborn, Aus dem Darmstädter Wirtschaftsleben. Wochenbeilage zur
"Darmst. Ztg.", Nr. 19.

jeden zum Zweikampf herausfodern, ^{der} ebbes geje rich hett.

Hier zeigt sich deutlich der Einfluss der Lektüre. "Zamhang" ist hochdeutsch, "ein" ebenfalls, "lilafarwig", "Owendeier", und "Zweikampf" erst recht.

Noch besser ist aber das Bild der Magd (I,1).

Es schee Kumbleent vom Herr Registrater, un so Flaehch deht mer ahn net schicke, wo so beesortig richte deht, un des wehr net die Ohrt, wie mer sei alte Kunne behalde deht. Sie sollte mer e anner Stick gewwe. (Richtiger wäre: ahle Kunne behalle deht.)

Das ist dieselbe Sprachkunst, die wir bei ~~den~~ Mals und Sauerwein treffen, aber sie ist bedeutender, weil sie nicht nur naturalistisches Spiegelbild ist, und das ist sie in hohem Masse, sondern weil sie von einer seltenen und gestaltungskräftigen Kunst bewegt wird. Noch mehr als "Des Burschen Heimkehr" ist der Datterich nur in der Mundart denkbar, nur in der Mundart möglich. Wohl bliebe die Charakteristik auch in einer hochdeutschen Uebertragung bestehen, aber die feinen Adern, die sich bis in die letzte ~~Szenenfuge~~ Szenenfuge erstrecken, gingen verloren, das Blut und der eigentliche Atem.

So ist es dem kein Wunder, dass dieses klassische Werk der hessischen Dialektliteratur in jedem Hause des rhein-mainischen Landes Bürgerrecht erworben hat, dass eine grosse Anzahl von Datterichs sarkastischen Bemerkungen zum geflügelten Wort geworden sind:

Gewwe Se Owacht, meine Herrn! Von oben herab, sprach Bonabatt!
Drumb, Drumb, Drumb! Un do is noch e ganzer Hut voll Drimb! (A.a.
C. Seite 3.)

Bleiw Se da un esse Se in Vertshaus, do werd Ihne ihr Dahl
in der Haushaltung gespart. (Seite 3.)

Siechst da net, dass die Menschheit Katt spielt? (Seite 5)

Se fresse Hankees, dass en der Stab zum Hals heraus kimmt.
(Seite 8.)

Mit erlawe's net, awwer sie wern sühe, dass ich recht hob

in fufzig Jahr sinn mer all Lerke. (Seite 26.)

No da vertreibe mer uns die Zeit mit unnerhaltende Redensarte. (Seite 27.)

Mache Paus, Liewer, die hehr ich von Eich an allerliebete (S. 31.)

Das Werk erschien 1841 bei L. Papst in Darmstadt, von dem Karl Scriba in Friedberg 1854 den Rest der Auflage und das Verlagsrecht erwarb. Bis 1912 ist es dort in zehn Auflagen erschienen. Seitdem hat die Ernst-Ludwig-Presse eine von Emil Praetorius ausgestattete Ausgabe herausgebracht, die ganz entzückend geraten ist, und ausserdem ist es zum 100. Geburtstag des Dichters in mehreren anderen Verlagen herausgekomen. [Die von Georg Fuchs besorgte Ausgabe der dramatischen Werke, deren Erklärungen nicht immer einwandfrei sind, ist in der Wiedergabe des Textes recht fehlerhaft. Die Einleitung weist ausserdem eine Menge von Unrichtigkeiten auf. Einige dieser Irrtümer hat Dr. Frabricius in den Hessischen Blättern für Volkskunde (IV, 73 ff.) richtiggestellt und gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht, dass in Des Burschen Heimkehr einige offenbare Anlehnungen an die Jobsade festzustellen sind. In den Quartalblättern des Historischen Vereins für das Grossherzogtum Hessen (1894, 1. Bd., Seite 582 ff.) weist Dr. Nick sehr eingehend ~~ihre~~ Fehler und Oberflächlichkeiten nach.

Und nun die Sprache Niebergalls! Sie gilt ^{in Ausgabe} ~~sie~~ ^{ganz} allgemein als muster-gültige Wiedergabe der Darmstädter Mundart, das ist aber nur bedingt richtig. Wir haben kein literarisches Denkmal, das sie vollendet darstellte, aber ~~es~~ selbst ist bei weitem keine sklavisch getreue Abbildung. Wie jeder andere Dichter ist Niebergall Stilkünstler; er schafft auch sprachlich frei und schenkt dem Rythmus der Sprache seine grösste Aufmerksamkeit. Man beachte die Stelle im ersten Bild (10. Aufl. Seite 17), wo er dem stannenden Drehergesellen Schmidt die im Augenblick erfundene Geschichte seines Duell-les erzählt:

Datterich: Mer schiense uns! Er hat de erschte Schuss. Batschdich pfeipft (!) mer sei Kuchel am Backebort vabei. Der Kerl macht kahn Sp Spass, daucht (!) ich bei mer selbst, du willst em (ahas?) uf de Bels

brenne, dass de 'n los bist. Ich leg der Ihne oh.-

Schmidt: Dem mog das Herz gekloppt howae!

Datterich: Ob's em gekloppt hot; mei Barenche macht sich der ganz klah, un so schmaal, so schmaal, er wehr Ihne dorch e Stöpp-nadelsohr gange. - Jetzt how ich en uf dem (em!) Korn - er war va-lohrn - sei Gesicht wor wie Keesmadde. -

Schmidt: In dem seiner Haut hett ich nit stecke sehje.

Datterich: (Ich) Glaab's Ihne ohne geschworn. Awwer basse Se Acht, es sollt net so komme! Wie ich der alleweil losdricke will, setzt sich der so e Schmaasnick, so ahner von dene dicke blaue ~~hina~~ (blooe) Schmaasert, graad uf mei Visier un butzt (der) sich ganz bu-madif/die Fihss. Ich schittel - des Oos bleibt sitze;- mei Gäjese-kendat kreischt: "Schliess Se doch, mein Herr, un zittern Se nit so!"- Vastehn Se , er hat geglahbt, ich deht zittern (zittere), weil ich die Oosenick erunner schittete wollt' - "Ich zittere (zitter) nie, Sie Dunnawedda' es is nor e Schmaasnick!" kreisch ich em zu (!), und drick los - un dreff nix! - (fasst Schmidt beim Arm) un dreff nix!

Schmidt: Ja, so e Schmaasert! - Mer sollt's net denke.

Das ist zwar, wie die Klammern zeigen, nicht immer sklavisch ~~fichti-~~ge Mundart, aber es ist durchaus in ihrem Geist und zudem von überwältigen-der Komik. Das Messingsch, der Salondialekt, kommt häufig durch. So müsste es heissen: peift statt pfeift, mächt statt macht, hob ich gedenkt statt dacht, hob wolle statt wollt, zittere statt zittern, zitter statt sittre, ruf ich em zu oder kreisch ich statt kreisch ich em zu. Das ist verhält-nissmässig viel und zeigt sich im ganzen Stück, aber es ist keine Frage, dass ^{Wibergall} ihm die innere Wahrhaftigkeit weit über der äusseren Wahrheit ~~stakt~~ stand. Und die ist ausserordentlich tren und zuverlässig.

Leider verwendet er mitunter auch unbedenklich das Praeteritum und sagt: ~~Kam~~ (S.16), dacht (S. 14 und öfter), liess (S.39), bestind (S.39), gebraucht er hochdeutsche Formen wie macht (S.24), lauten (S.30 und öfter)

besonders aber in den Reden Dummbachs, der ganz im Stile eines Reporters spricht; hängt er ungebräuchliche Endungen an, meistens ein E wie freie Nadur (S.27), e ganz e r H u t v o l l (S.3), gut e n H a n k e s s (S.7), ja er verwendet sogar den Genetiv wie "mit den Laster des Nordbrennens behaft" (S. 75). Nebensätze mit allein (S.26), obwohl (S.27), mit allerdings (S.21) und obschon (S. 70) sind nicht selten, und schriftdeutsche Formen sind ebenfalls vorhanden: Lehrjung statt Lehrhub (S. 56), e Exblusion erfolgt statt explodiert, (S.72) erblicke statt sah (S.63), denselben kenne zu lerne statt ihn, mundartlich: en (S. 93), e wenig windig statt e bisch (S.8), zu Faus statt dehaam (S.55), unterfangen statt unnerstehe (S.61) und viele andere. Dagegen ist die Syntax und der Gedankenkreis der Mundart immer aufs vortrefflichste gewahrt, und gibt uns ein besseres Bild von der damaligen Darmstadt als langatmige Schilderungen das vermögen.

Leider hat der ~~Jenson~~ ^{Jenson} mancherlei verpuscht, aber es ist den angestrennten Bemühungen gelungen, ~~eine Stelle~~ ^{zwei} zu entziffern. Es handelte sich um ~~zwei~~ Stellen in der 3. Szene des 5. Bildes. Erstens: "Es soll gewiss widder ~~so~~ ^{so} e geistreich Lehrgedicht drin steh." Die Schwärzung ist 26 mm lang und bis jetzt trotz wiederholter Versuche noch nicht entziffert worden. Zweitens: Dummbach: Das sollt mer lieb sei: obwohls noch heilig vorkimmt, dass ~~mer un~~ ^{mer un} so Leit widder evorsickt. Diese Stelle, die 30 mm lang ist, wurde schon von Scriba aufgelöst und lautet: obgedankte Minister. Sonst weiss man, wie mir Dr. Esselborn mitgeteilt hat, garnicht näheres über die durch die Zensur bewirkten Veränderungen. Dass das ganz harmlose Gespräch der Polizeidiener bei einer gestrengen Zensur angeblich Anstoss erregte, weil es im Dialekt abgefasst war, ist für die damaligen Zustände besonders bezeichnend.

Sonst besitzen wir kein mundartliches Werk von Niebergall mehr. Welches ist es dem darmstädter Stadtbibliothekar Karl Hoack 1915 g e g l i e k t, einem dritten Stück, das wahrscheinlich auf den im Datterich (10. Aufl. S. 35) genannten Dippelshof gespielt hat, auf die Spur zu kommen, aber es ist bis jetzt nicht gelungen, ein greifbares Ergebnis zu erzielen und

- 118 -

Ausklang der Biedermeierzeit.

- - - - -

Kurz nach der Uraufführung des Tollen Hundes kam, nach einem Bericht in Nr. 279 der Didaskalia vom 10. Oktober 1837 neben Stücken anderer darstadtter Verfasser auch ein kleines, nur 212 Verse zählendes Schwänklein heraus, das den schon erwähnten Halbprobenstreit verhöhnste. Es war hochdeutsch abgefasst, aber noch in gleichen Monat erschien eine vieraktige, 466 Verse umfassende Fortsetzung dazu, 8 Kr. die gelbe Portion, Zweite Hälfte od. die obgepitscht Krawall un. freundlich Vastänigung des Schoppekunne mit eh. Werth. Der Verfasser, der sich nicht genannt hatte, war Georg Philipp Maurer (1791-1865), ein ehemaliger Offizier, der in die Hofbibliothek eingetreten war, und wegen seiner sprachwissenschaftlichen Arbeiten von der Universität Giessen zum Dr. h. c. ernannt wurde. Die Mundart ist trotz der Versform recht gut wiedergegeben.

Ein humorvolles und recht frisches Werk ist das im selben Jahre erschienene Lustspiel Abschied der Oestreicher aus Mainz von A. Schumacher. Die Handlung ist ganz alltäglich, ohne poetische Werte, aber in den Neben-szenen, die ganz von der Mundart beherrscht werden, in der Darstellung der Mainzer Kleinbürger, in der Schilderung der verschiedenartigen Mädchen, die ihren scheidenden Liebsten nachtrauern, vor allem aber in den beiden typischen Mainzer Bummelern Philipp und Christian und den beiden Schiffern Johann und Christoph ist eine ausserordentliche Lebendigkeit und Naturtreue erreicht. Gesangseinlagen, die für die Bühnenwirkung vielleicht vorteilhaft waren, verderben, wie bei allen mundartlichen Dramen leider die Einheitlichkeit.

Eine gewisse Verwandtschaft mit dieser Posse hat ein gleichzeitig erschienenenes "Lokalstückchen in Ahn Ufszug Das Pankratius-Brünnele" von einem ungenannten Verfasser. In recht guter, altmainzer Mundart, die nur selten von einem falschen Ton unterbrochen wird, spielt sich darin eine XI

kleine Liebesgeschichte ab. Merkwürdig ist, dass der Verliasser wie Friedrich Stoltze und die Marburger Dialektdichter Otter für aber schreibt, das Langet durch Awwer verdrängt ^{ist}, während es in Frankfurt und Marburg noch belegt ~~ist~~.

Einen höheren Flug nicht die mainzer mundartliche Dichtung, die mit Lennig einen Höhepunkt erreicht hatte, dann mit dem Auftreten Karl Weisers (1803-1860) der als Schornsteinfegermeister und Branddirektor starb. Wie Lennigs Gedichte sind auch seine Arbeiten zunächst für die Sitzungen des mainzer Karneval Vereins verfasst worden. Einzelne davon, die auch Münzel-Soldan mitteilt, sind auch heute noch ohne weiteres verständlich, die meisten aber, wegen der "aktuellen" Beziehungen, haben nur noch sprachlichen Wert. Er verwendet die Mundart des besseren Handwerks, wie sie heute noch gesprochen wird. Dem Reim macht er wohl einmal ein Zugeständnis, aber doch nur selten. Wesentlich bedeutender als seine Gedichte sind seine Lokalposen, die mit denen von Kales den Vergleich aushalten. In Tünchermeister Celgrün (1840) entwirft er ein sehr getreues Spiegelbild aus dem Kleinbürgertum, in dem er eine sichere Charakterisierung und eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft zeigt. Nicht so hoch steht Der Heiratsantrag im Wochenblatt (1843) und auch Die Bürgermeisterwahl (1849) ist nicht so vollkommen gelungen wie Der Tünchermeister Celgrün, der zu einer stehenden Figur geworden ist und wöchentlich in der von Karl Steigerwald begründeten Mainzer Latern "seinen Benschel schwingt." Dabei hat Weiser seine Stücke nicht von aussen herein geholt wie die frankfurter Lokal-dichter, er hat Vorgänge aus dem heimatischen Leben aufgegriffen und ganz aus eigenem gewirtschaftet. Sein Lied von der Vilsbach, einem Stadtteil im Süden von Mainz, wo ehemals die Beamten des kurfürstlichen Hofes wohnten, ist nicht nur sprichwörtlich viel genannt, sondern heute noch allgemein bekannt und gesungen.

Vieder ganz Nachahmer ist Ernst Hermann Adolf Hallenstein (1801-1881), der sich neben dem Charakterkomiker und Chronisten des frankfurter Theaters Samuel Friedrich Hassel (1798-1876) der dankbaren Figur des Herr

Hampelmann bemächtigte. Hallenstein begann seine Laufbahn als Bühnendichter mit einer Nachahmung von Scribas, Ein Glas Wasser. Er verlagte die Handlung von Hofe der jungen Königin Anna von England in die Wirtsstube der nicht viel Älteren Anna Stuart im "König von England", machte die Herzogin von Dalborough zu einer Frau Wallruh, den Staatsmann Bolingbroke zu einem Bäckermeister Knollinbrot und nannte das ganze dann, Ein Glas Eppelwein. Der Erfolg des Stückes, das seinem Vorbild Zug um Zug folgte, war recht gross; es wurde am 8. Juli 1841 aufgeführt. Bereits im November erfolgte eine Bearbeitung der Verhängnisvollen Kette von Dumas unter dem Titel, was gilt die Kette oder Herrn Hampelmanns galante Abenteuer, das mit seiner lästernen Frivolität gar nicht für die damaligen frankfurter Verhältnisse passt, aber dennoch Beifall fand. Nach der vierten Vorstellung war es allerdings für immer erledigt. Seine nächste Posse Die Kartenschlägerin, (42) war eine Parodie auf Gutzkows Schauspiel Werner oder Welt und Herz; Der ursprüngliche Titel Werner oder Schmerz um kein Geld war auf Gutzkows Wunsch abgeändert worden. Die erste Aufführung der albernen Farsse wurde durch Feuerlärm gestört; so konnte es erst bei der zweiten durchfallen. Noch schlimmer erging es der im selben Jahre erschienenen Dramatisierung des Grubelschen Gedichtes Peter in der Fremde, das entschieden abgelehnt wurde. Das schreckte ihn für die nächsten acht Jahre ab. Zur Feier seiner 25jährigen Zugehörigkeit zur Bühne, erschien dann, Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann oder Der Ehemann wider Willen, das nach einer von Angely übersetzten französischen Posse, Die Erholungsreise, umgestaltet war. Der Erfolg regte ihn zu weiteren Arbeiten an, aber weder Herr Hampelmann im Wöldchen, noch Der falsche und der echte Hampelmann noch auch Herrn Hampelmanns industrielles Unternehmen, hatten einen besonderen Erfolg. Nur die in das letzte Stück eingeschobene Verulkung der damals gerade gegründeten Jugendwehr hielt es für sechs Aufführungen auf der Bühne. Die Mundart ist das frankfurter Gassendeutsch mit hochdeutschen Flickern.

Um die Mitte des Jahrhunderts hat auch Giessen einen bescheidenen Beitrag zur mundartlichen Literatur beigetragen, den einzigen, der bis

heute zu verzeichnen ist, den Spenglermeister Birnbacher, eine Posse in fünf Bildern. Als Verfasser des Werkes, das 1845 zuerst erschien, nannte der Verlag in der Einleitung zur zweiten Auflage den giessener Kaufmann Gustav Amus, den Bruder des bereits genannten Georg Amus, und seinen Freund Dr. Krönlein vermutlich Hermann Krönlein aus Delheim, der 1830 bei der philosophischen Fakultät in Giessen immatrikuliert wurde. Nach dem offenbaren Vorbild Niebergalls haben sie zu einer recht lustigen Handlung ein paar Typen aus giessener Handwerkerkreise erschaffen, die ihr Fundament haben und stehen bleiben, wenn sie auch nie über einen wackeren Durchschnitt hinauskommen, nie aus der Posse herauswachsen. In dem Spenglermeister Anton Birnbacher, einem Biedermann von altfränkischer beschränkter Ehrbarkeit, haben sie mit Humor und Spott das Urbild des giessener Spiessers geschaffen, der sich im ruhigen Besitz ersparter 6 Gulden seines Lebens freut und ein Genüge darin findet, seinen Ruf als Mensch, Mann und Bürger mit einer gewissen Würde am Stammtisch zu begründen und zu bewahren. Auch die anderen Figuren, die durchweg aus dem Leben gegriffen sind, und teilweise mit ihren eigentlichen Namen belegt werden, sind runde, lebendige Gestalten. Nicht sehr sorgfältig ist die Mundart behandelt. Bei Birnbachers Redeweise ist das anscheinend bewusste Absicht; er bemüht sich hochdeutsch zu reden, es den Studenten wenigstens nachzumachen, und mit unverstandenen Fremdwörtern zu glänzen. Diese Art hat viele komische Reize, und die haben die beiden Verfasser denn auch weidlich ausgenutzt. Reinen Dialekt spricht allein Valentin, der Gesell. wo hochdeutsch verwendet ist, da stellt es sich meistens als greuliches Papierdeutsch dar und steht in schärfem Gegensatz zur Lebendigkeit der mundartlichen Rede, ein neuer Beweis, wie sehr sie aus sich selbst heraus lebt und Leben einflößt.

Dieselbe Beobachtung erfordert ein antisemitisches Tendenzstück heraus: Der Judenball im Wäldchen von Joh. Georg Emerich (1802-72) das um 1850 erschienen ist. Mit bitterer Satire und viel mehr Derbheit, als eine Bühne je vertragen kann, entwickelt er das lebhafteste Bild eines

Jüdischen Festes. Die Sprache ist die mit dem jüdischen vermischte Umgangssprache der freidberger Juden, die in Gegenwart ihrer Damen etwas sorgfältiger reden. In dem schlinken Papierdeutsch, das sogar die Inversion nach und nicht scheut, ergeht sich das Hochdeutsche des Tirtes. Sehr fein ist es dagegen beobachtet, wie sich der jüdische Lehrer bemüht, Hochdeutsch zu reden, aber nach kurzen Artauf immer wieder in seinen jiddisch durchwirkten Dialekt verfällt. Eine gelungene Parodie auf den Ring des Polykrates ist wirkungsvoll eingeschoben. Aus dem Stück scheint hervorzugehen, dass der Verfasser noch ein anderes Werk geschrieben hat, Geheimnisse auf Friedberg, es ist mir aber nicht gelungen, etwas darüber zu erfahren. *)

Ein recht heiteres Schwänklein veröffentlichte Karl Josef Karl Jäger (1820-1895) unter dem Titel Liebe mit Hindernissen im Jahre 1859, zweite Auflage 1892. Sehr hübsch ist darin vor allem der theaterwütige Metzgerbursche, der eine Lieblingsfigur der Darmstädter ist. Zur Einführung der Wasserleitung in Darmstadt erschien 1880 von demselben Verfasser ein Märchenspiel Amor am grossen Woog, das zwar nicht besonders geistreich ist, aber durch einige gelungene Travestien eine besondere Note enthält. Die Sprache ist in beiden nicht genau, aber recht frisch; besonders häufig ist das Præteritum und der Blickrein. Ein weiteres Stück Der Ottenloser ist nicht im Druck erschienen.

In frankfurter Mundart hat Albert Despres (*1837) ausser einigen Gedichten ein Singspiel Zwaerle Dsch oder Drei gute Kinder (1865) veröffentlicht. Der Gesang und der Tanz ist darin die Hauptsache. Die Mundart ist ziemlich genau wiedergegeben, wenn sie auch nicht hochdeutscher Fügungen entbehrt, die sich seit der Mitte des Jahrhunderts immer häufiger einstellen.

*) Die Lebensdaten erhielt ich nach langen Suchen durch Dekan Orth in Niederwöllstadt, wo Baerich von 1843-1848 Gemeindevorsteher gewesen ist.

In völliger Abhängigkeit von Niebergall zeigt sich eine kleine 1866 erschienene Posse Das Duell an der Seufzereiche, vier Bilder in darfstädter Mundart vom Verfasser der Buzkler. Seine Frauengestalten sind weniger kratzbürstig und weit unghänglicher als die Niebergalls, den besser gear-tete Frauen ausnahmslos miselungen sind. Die Mundart, die der unbekannte Verfasser verwendet, ist oft mit hochdeutschem Sprachgut vermischt. Eine Nachahmung des Datterich ist auch der unbekante Schreiber des Familien-gemaldes Die Freier, das sich handschriftlich im Besitz des darfstädter ortsgeschichtlichen Museums befindet. Das unbedeutende Stück ist etwa um 1868 verfasst worden. [Der Ausklang der Biedermeierzeit erstreckt sich noch weit in die Zeit des deutschen Reiches hinein. Wertvolles und wichtiges ist nicht darunter.

Im kaiserlichen Reich.

Spurlos fast ist die Gründung des deutschen Reiches an den Mundartdichtern des hessischen Gebietes verübergangen. Brachte die mundartliche Lyrik kaum einen einzigen darauf gestimmten Ton, so das Drama erst recht nicht. Es bleibt bei den kleinen, beschaulich sentimentalen Stoffen, bei Liebesgeschichten und Liebesschwänken. Der Gesichtskreis bleibt so bürgerlich eng wie vordem, wo grössere Talente hin und wieder den Versuch gemacht hatten, aus dem ungrenzten Rahmen herauszutreten. Trotzdem ist manches schöne und erfreuliche fortzustellen.

Die Zahl der Hampelmanniaden vermehrt F.J. Bohn, der unter dem Rike Titel Dilettanten-Theater 1879 ein paar belanglose Stücklein veröffentlichte. Unter dem Namen Adolar hat Johann Albrecht Vogther (1811-1887) zwei kleine Lokalskizzen in frankfurter Mundart veröffentlicht: Sø sein se (1883) und Zwa Buschtawe in der Buche-Rind (1887), in denen er mit feinem Gefühl für die Mundart zwei wahre Begebenheiten behandelt.

Ein historisches Stück in darmstädter Mundart hat ein gewisser Karl Dalmonico im Jahre 1887 in der hessischen Hauptstadt auf die Bühne gebracht. Es ist aber nichts anderes als eine Bearbeitung von Martin Schleichs Volkstück "Die letzte Hexe". Unter diesem Titel ist es auch aufgeführt worden. Dalmonico hat das Stück, das sich in der Bibliothek der Hofbühne befindet, in die Zeit des Landgrafen Ernst Ludwig verlegt und einfach in die Mundart übertragen.

Recht vielseitig und erfolgreich hat sich Elisabeth Mentzel (1847-1914) betätigt, die sich als Krankenpflegerin im deutsch-französischen Kriege das eiserne Kreuz erwarb, einige Jahre als Lehrerin in Frankfurt a.M. wirkte und sich dann ganz der Schriftstellerei widmete. Sie hat zahlreiche Untersuchungen über den jungen Goethe und seinen Kreis veröffentlicht und mehrere Schriften über das ältere deutsche Theater. Aber auch als Dichterin hat sie nicht unbedeutendes geleistet, obgleich sie ihren Ruf fast aus-

schliesslich ihren wissenschaftlichen Arbeiten verdankt. Sehr hübsch ist das Puppenspiel von Dr. Johann Faust (1900), in dessen Zwischenspielen Frau Rat und Wolfgang Goethe in echter frankfurter Mundart auftreten, es lässt sich aber nicht bestreiten, dass es trotz seiner ernsthaften wissenschaftlichen Einleitung das alte Volksstück verkindlicht. Ein Volksstück ^{guter} Art ist Der Rauber (1894) in dem sie Schillers Aufenthalt in Sachsenhausen, das eine der schönsten Gedichte Friedrich Stoltzes gewidmet ist, reizvoll behandelt. Sehr hübsch ist das Charakterbild Alte Hausmittel (1896) mit der prächtigen Gestalt der Frau Rat, die ein wundervolles "frankfurterisch babbelt". In einer grossen Anzahl hochdeutscher Arbeiten, von denen sie einiges in den Novellenbänden Federnalken (85), Feldspat (90), Waldhannes (95) gesammelt hat, schildert sie oberhessisches Bauernleben mit zuverlässiger Treue. In der betuglichen Art Berthold Auerbachs forscht sie Sitten und Bräuchen des Landvolkes nach, deren genaue Darstellung mitunter allzu absichtlich wirkt und die eigentliche Handlung erdrückt. In ihrer Erzählung Wickers Henner am Scheideweg (94), stellt sie marburger Kleinbürgertum mit grosser Anschaulichkeit dar, während ihr frankfurter Roman Fränkische Erde das Leben der ehemaligen Reichsstadt mit sicherem Blick und gefälliger Erzählungskunst schildert. In den Gesprächen hat sie hier mit Vorliebe die Mundart verwendet und auch in ihre eigene Erzählung lässt sie gern mundartliche Ausdrücke einfliessen.

Spießbürgerlich friedsame Spassmacherei treibt der darmstädter Bahnbeamte Karl Mai (*1870). In einer ziemlich einwandfreien Sprache aber ohne alle geistigen Beziehungen gibt er in seinem sog. Lustspiel Liewesfreid un Liewesleid (91), eine abgeklapperte Schwankfabel in neuer Herrichtung. Nicht höher stehen seine Gedichte, Sein Fideles Kunterbunt (94) zeigt ihn ebenfalls als selbstzufriedenen Spassmacher.

Sehr fadenscheinig ist die Mundart, die der Frankfurter Franz Rittweger schreibt. Es ist durchweg Hochdeutsch, in der Lautgestalt des Dialektes. Am höchsten steht sein kleiner Schwank Das Urbild des Bürgerkapitlins, der 1896 erschien und auch bei Vereinfestlichkeiten aufgeführt wurde.

Ziemlich missglückt ist das "Frankfurter Volksschauspiel aus primitiver Zeit Das Pamphlet", mit dem er im selben Jahr an die Öffentlichkeit trat. Seine Gedichte sind gemütvoll, Reime ohne wesentliche Eigenart. Dagegen enthalten seine längst vergriffenen Frankfurter Hausblätter wertvolle Schilderungen aus dem Leben der alten Reichsstadt.

Eine gute Lokalposse hat C.A. Wild unter dem Titel Der blaue Montag als Manuskript und Eigentum des Verfassers drucken lassen. Die schüchternen Beziehungen des jugendlichen Goethe zu der sagenhaften Gretchen, das seine erste Liebe war, hat der frankfurter Arzt Fritz Stiebel (1824-1902) in den Mittelpunkt eines Bühnenspiels Das Boppeschänkelche gestellt (1896), das er etwas anspruchsvoll ein Zeitbild von 1763 nennt. Es ist eine kleine Szene, die sich an Dichtung und Wahrheit anschließt (1,5), ohne ihr genau zu folgen. Seltsamerweise spricht der junge Goethe, der in Leipzig doch wegen seines Dialektes verspottet wurde, schon sein geheime, heimliches Hochdeutsch.

Nicht ohne Geschick hat Georg Leonhardt Beck (1811-1896) die Hampelmanniaden fortgesetzt und auch eine ~~mit~~ Anzahl weiterer Possen in frankfurter Mundart geschrieben. Von seinen Werken, die meist um die Mitte des Jahrhunderts entstanden sind, und die Mundart recht treu wiedergeben, sind unter dem Titel Alt-Frankfurt nur vier Einakter erschienen und zwar erst nach seinem Tode 1901. Die Handschriften seiner übrigen Werke befinden sich im Besitz des Stadtrates Beck in Frankfurt. Besonders gelungen ist Atzemer und sein Sohn.

Anna Hill (1860-1912) veröffentlichte in Mundart außer einigen witzigen Gedichten eine kleine Szene aus dem deutsch-französischen Krieg: Frankfurt in Feindesland (1899), und im Weihnachtskatalog der frankfurter Buchhändler "e wahr Begewenheit": Mein Bieboche sein erste Charaktere Weihnachte (1901). Ihre Sprache ist meist recht genau, wenn auch hochdeutsche Anklänge nicht fehlen. Von ihren hochdeutschen Arbeiten, die meist auch örtlich gefärbt sind, ist Der rote Schornsteinfeger (1905) wohl die beste.

Die gute frankfurter Ueberlieferung pflegt Direktor Robert Ochs

geb. 18. Jan. 1860, der unter dem Namen Hans Rudolf ein Dutzend^{er} vergnüglicher Schwänke in drei Bändchen erscheinen liess. Frankfurter Awende kam 1902 heraus, Neue Frankfurter Awende 1908, Vier Festspiele 1912. Nicht alle sind in der Mundart geschrieben, aber auch wo er sich Hd. bedient, unterscheidet er sich vorteilhaft von den meisten der anderen zeitgenössischen Dialektdichter, denn auch hier ist seine Sprache flüssig und lebendig und von einem starken Formwillen geprägt. Dieselben ~~XXXX~~ Verzüge weist seine Mundart auf, die auch eine Reihe volkstümlicher Redensarten glücklich verwendet, obwohl sich manchmal eine hd. Wendung oder Verbalform einschleicht wie z. B. gedacht statt gedenkt (Fr. Awende Seite 29). Die Handlung seiner Schwänke, meist Liebesgeschichten in kleinbürgerlichen Kreisen oder lustige Familienstücke ist frisch und lebhaft und von dem guten Frankfurter Humor beseelt, der auch vor einer Derbheit nicht zurückschreckt.

Kein eigentlicher Mundartdichter ist Kurt Arax, der im bürgerlichen Leben Hans Fischer heisst und am 28. Januar 1869 in Lennep geboren ist, aber seine 1899 erschienene Komödie "Die Agrarkommission" ist durchaus mundartlich gedacht und verwendet in den Reden der Bauern, die eine Agrarkommission zum besten halten, auch mitunter ziemlich reine Mundart. Sie ist in einzelnen Zügen als nassauisch zu erkennen - Fischer lebte als Sohn des ^{als} ~~Wrikeforschers~~ ^{bekannt gewordenen Gymnasialdirektors} Karl Fischer lange in Wiesbaden, - im Ganzen aber doch so sehr der Schriftsprache angenähert, dass sie als mundartliches Werk nur bedingt Geltung haben kann. Es ist der richtige Salondialekt, wie ich ihn schon früher geschildert habe, zeichnet sich aber durch seine grössere Lebendigkeit und Blutfülle aus, bleibt immer im Gedankenkreis und der Ausdruckweise der Bauern und gibt so von dem Wesen des rheinfränkischen Landmannes einen wesentlich besseren Eindruck als viele rein mundartliche Werke. Die Führung der Handlung verrät überall den Anfänger, hat aber bei aller Kargheit lustig genug und auch charakteristisch. Vor anderen hebt sie sich durch den ernstlichen Versuch der Menschengestaltung hervor, obwohl er kaum gelungen ist.

Ganz auf der Stufe der Liebhaberbühne steht Der Kaktusfreund, ein Lustspiel in einem Akt von dem darmstädter Arzt Josef Nerking, das 1909 erschien. Ein zweites Versehen Das grüne Elend, das der Darmstädter Musikverein im Jahre 1910 aufführte ist nicht im Druck erschienen. Eine Erzählung im Bahnwärterheft hat denselbe Verfasser unter dem Decknamen Alienus 1894 veröffentlicht. Die Mundart ist in all seinen Werken sehr ungenau, da sie ganz unter hochdeutschem Einfluss steht.

Sehr lustig gibt sich der Darmstädter Heinrich Rühllein in seinen kleinen Stückchen Die Villa, (10) Die Katze (12), Die Brieftasche (12). Mit ausgelassener Heiterkeit und gutem Blick für schwankmäßige Wirkungen baut er drei vergnügliche Ausschnitte aus dem kleinbürgerlichen Leben vor uns auf, die recht natürlich anmuten. Die Umgangssprache ist ziemlich zuverlässig wiedergegeben. Wenn seine Menschen aber hochdeutsch reden, wie Dr. Schnabel in der Villa, dann stockt sofort der Fluss der lebendigen Rede und rinnt als ein seichtes Wasserlein betrüblich in den Regelsumpf süßlicher Schreiberlein, wie sie den Unterhaltungsteil weltvergessener Winkelblätter füllen.

Volkskundliche Theaterstücke.

Mit der Erkenntnis von dem Wert der Volkskunde, die sich erst im Anfang dieses Jahrhunderts durchgesetzt hat, ist auch eine neue Art von Bühnenwerken entstanden, das volkscundliche Theaterstück. Anstelle der verlogenen Bauernromantik, wie sie die Familienblätter lieben und die Kalenderscher, ist die Beobachtung getreten und die naturgetreue Schilderung, wie sie die landtlichen Possen ja längst eingeführt hatten, längst vor der Erfindung des naturalistischen Stils, durch den Gerhart Hauptmann auf den Schild gehoben wurde. Wohlte dem schlesischen Dichter nicht eine historisch-philosophische Weltanschauung, so wäre er dem neuen, grossen Stil des Dramas gekommen, den wir heute noch suchen, zu dem Stil, der das klassische Ebenmass der Form mit der Seelenanalyse des Zustandsdramas vereinigen wird, ohne der grossen Idee zu entraten. Diese Idee fehlt Gerhart Hauptmann, und so bleibt er immer in der Umwelt seiner Menschen stecken; mit gutem Grund hat er deshalb den Dialekt verwendet, aber mehr wie ein volkscundliches Theaterstück hat er damit meist nicht geliefert. Für dem Wert nach steht es über den paar hessischen Stücken gleicher Art, dem Wert und dem inneren Gehalt nach. In der Art bleibt es dasselbe.

In der Mundart soll uns das Volk so vorgeführt werden, wie es wirklich ist, soweit das eben überhaupt darstellbar ist; Bräuche und Sitten sollen vorgeführt werden, Art und Wesen. Das hat mit der Kunst an sich sehr wenig zu tun, und es sind durchweg auch keine künstlerisch wertvollen Werke, die ich hier heranziehen muss. Für Liebhaberbühnen, deren Bedeutung für das flache Land noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt ist, sind diese Stücke aber doch wertvoller als der leichte hochdeutsche Kram, der hier gewöhnlich herrscht. Es ist deshalb durchaus wichtig, wenn Ernst Leopold Stahl bei der Herausgabe der Dramaturgischen Blätter des Verbandes zur Förderung der deutschen Theaterkultur auch diese Bedürfnisse berücksichtigt, und auch solche Stücke empfiehlt.

In der Mundart des Wetzlarer Ulfatales hat der Lehrer Franz Schwalbach (1908) ein heiteres Volksstück mit Gesang und Tanz veröffentlicht: 'e Kullersch Liss' vunn Mich'lbach. In der Führung der Handlung kommt er nicht über die Schablone hinaus, aber sprachlich und volkskundlich ist es recht beachtenswert. Die Gestalten sind gut gesehen, typisch und individuell zugleich, aber durch die Reden, die zu einer solchen Verleger nicht passen, hat er viel verloren.

Rheinheßisches Leben zu schildern versucht der Lehrer Wilhelm Briesleb (*1864 zu Hohen Sülzen). In sechs Lese aneinander gereihter Bildern werden in seiner Rothaus-Reformator (1912) die politischen Kämpfe einer kleinen Gemeinde in der heßischen Pfalz dargestellt, aber der Verzicht auf eine psychologische Entwicklung der Personen und die gar zu handgreiflichen moralischen Absichten ersticken eine künstlerische Gestaltung schon im Keime. Die Mundart, die er sehr getreu wiedergibt, ist die Umgangssprache bauerlicher Kreise, die sich aus der Zeitung mancherlei hochdeutsches Sprachgut angeeignet haben.

Der Lehrer Georg Löffler (*1862 in Rossdorf) versucht in seinem Waldenwälder Volksstück Sou musste Kunde (1917) einen ernsteren Stoff eine tragische Liebesgeschichte, zu meistern. Es bleibt aber bei dem Versuch, denn seine Kraft reicht nicht aus, um wahrhaftige Gestalten zu bilden. Die Mundart ist in der Satzfügung der Schriftsprache angenähert, mitunter auch in der Lautgestaltung; schmerzlich vermisst man oft das Hilfszeitwort.

Auf einer höheren Stufe steht der wormser Lehrer Wilhelm Vonnalt, der eine Reihe anspruchsloser Szenen als Heitere Dorfbilder aus dem oberheßischen Volksleben (1913) in Vogelsberger Mundart veröffentlicht hat. Was er bringt ist gut beobachtet, aber nicht gestaltet. Seine Mundart steht ebenfalls unter hochdeutschem Einfluss. Wo er hochdeutsch reden lässt, wird er grad so schal wie Löffler.

Ein Volksstück nennt Peter Fuchs ein in Selbstverlag erschienenes Liebespiel "Droben in Vogelsberg"; einen kurzen Charakter, der ganz

in Gelase der Vereinsschablone bleibt. Soweit die Mundart verwendet wird
ist sie richtig, der hd. Text ist ein zierliches Papierdeutsch, das
aus der ^{feinen} ~~Hand~~ ^{Hand} des Verfassers, nicht aus dem Herzen seiner Menschen
kommt. Ein anderes Stücklein aus der Vogelsberg, das 1909 von Giesener
V.V.C. aufgeführt wurde, stammt von Karl Mourath, ist aber schon deshalb
auszuschließen, weil es verschollen ist. Dasselbe Schicksal teilen einige
seiner mundartlichen Gelegenheitsgedichte, die durch Vorträge und Ab-
schriften bekannt geworden sind. Sie werden hier nur erwähnt, um den
etwaigen Vorwurf der Unvollständigkeit zu entgehen. Der Titel des Schwänke-
leins habe ich vergessen, was ich als Verfasser auch in einer wissen-
schaftlichen Arbeit wohl bekennen darf.

Die Fastnachtsliteratur.

Hanswurst ist unsterblich, ob er nun Fickelhering heisst K"asperle, Polonius oder Hofmarschall von Kalb, ob er mit Pritsche und Schellenkappe auftritt oder mit Degen und Lederhut. Die Neuberin hatte nur scheinbar einen Trick, denn was sie zu der einen T"ure als Spassmacher hinauswarf, das kam h"ubsch aufgeputzt und zugestutzt zur anderen wieder herein. Man's da under nehmen, dass er zur Faschingszeit in vierfarbigem Harbit auf die B"uhne kommt, soweit im alten Germanien die r"omischen Adler prangten. Vornehmlich im Rheinland, wo die r"omischen Legion"re ihre Saturnalien sicherlich nicht weniger "uppig gefeiert haben, als in ihrer s"udlichen Heimat. Auch aus dem Mittelalter und aus kurmainzer Tagen sind und zahlreiche Beispiele eines genussfrohen Fastnachtstreibens "uberliefert, die Wilhelm Clobes in seinem Mainzer Narrenspiegel (Seite 9ff) zusammenstellt. Als erster Karnevalsdichter der neuen Zeit war Friedrich Lennig zugleich einer der wenigen Mundartdichter, der weit "uber das Karnepedium hinaus bekannt wurde, aber auch viele andere Schriftsteller, die sich heute eines angesehenen Namens erfreuen, taten ihre ersten Schritte in der "B"utt des Mainzer Karnevalvereins. H.L. Langenschwarz, der mit Prof. Schumacher die erste Fastnachtschronik herausgab, und Karl Weiser habe ich schon an anderer Stelle besprochen, aber auch Karl Kraatz, Karl Laufs und Wilhelm Jacoby geh"oren hierher, der bekannte Demokrat und Freiheitsmann Dr. Franz Zitz, der Regierungspr"asident Ludwig Christoph Frhr. von Lichtenberg, Kalisch und Saphir. Auch mancher andere hat noch ^{hier} in witzigen Reden oder fr"ohlichen Liedern scharfe Kritik ge"ubt an den st"atistischen und st"atlichen Verh"altnissen, denn das ist ja das Hauptkennzeichen des mainzer Karnevals, dass er schonungslose Kritik "ubt an allen, was nicht gesund und vernunftig ist. Und das geschieht fast ausschliesslich in der mainzer Mundart. Leider sind all die vielen Vortr"age, Lieder und Theaterst"ucke in den Archiven des Karnevalvereins be-

graben. Seine Annalen nennen für die Zeit von 1838-1913 weit über tausend Namen von Mitarbeitern, von Rednern und Dichtern. Manches ^{von} dadurch ist durch die Mainzer Karneval-Zeitung, die seit 1902 erscheint, der Nachwelt bewahrt worden, aber es ist doch nur wenig im Verhältnis zu der Menge dessen, was in den 75 Jahren geboten wurde. Auch nur eine gedrängte Uebersicht zu geben, ist ~~nur heute~~ unmöglich, ~~denn da der Postverkehr mit Rheinbessen gesperrt ist~~, bin ich allein auf meine Aufzeichnungen aus früheren Jahren angewiesen und auf meine eigene Büchersammlung. Ich kann deshalb nur einen ganz flüchtigen Ueberblick geben, der höchstens als Wegweiser durch die mundartliche Karnevalsliteratur in Frage kommen könnte.

Aus den ersten Tagen des Karnevalvereins sind eine ganze Reihe von Liedern volkstümlich geworden, so dem Andresel sein Sohn von Karl Zulehner, das Joseppche von Dr. Wittmann, das Wilhelm Jacoby vierzig Jahre später in veränderter Gestalt neu belebte, das schon erwähnte Lied von der Vilzbach von Karl Weiser, der spannelange Mann von Peter Sonn, der heute noch gesungen wird, wenn auch hin und wieder etwas verändert, namentlich da, wo das Original die Mundart nicht genau wiedergab. An das westfälische Ansingelied vom Kuckuck auf dem Baune erinnert das von Florian Schmidt im Jahre 1861 vorgetragene Lied vom Kuckuck auf der Hecke. Es war ursprünglich hochdeutsch abgefasst, wurde aber im Volksmund vollkommen in den Dialekt übertragen. Von den neueren Liederdichtern ^{landen} stehen Wilhelm Jacoby, Karl und Jean Drenmel an erster Stelle. Besonders Jean Drenmel hat es durch seinen treffenden Humor zu einer Beliebtheit gebracht, dass man ihn den Stoltze vom Rhein genannt hat. Seine oft burlesken Einfälle sind ganz in den Volksmund übergegangen, und viele seiner Lieder sind in aller Mainzer Mund. Auch als ~~er~~ Dramatiker hat er sich vielfach mit grossem Erfolg versucht. Seine Werke liegen in drei Bänden gesammelt vor, aber sie sind schon seit einer Reihe von Jahren völlig vergriffen, und werden von der mainzer Stadtbibliothek nur unter besonderen Vorsichtsregeln verliegen. Seine Sprache ist oft mit hochdeutschen Wörtern vermischt, denn

er schreibt den Dialekt des mainzer Bürgers von heutzutage, aber er bringt auch eine ganze Reihe von Redensarten und Wörtern, die heute schon fast vergessen sind. Er hat deshalb auch jedem Bande ein Wörterverzeichnis beigegeben, das wertvolles Material enthält. Von Wilhelm Jacoby sind nur einige mundartliche Gedichte in Druck erschienen, darunter das ausgezeichnete Rullo, das auch Hans Reis bringt; leider ist es mundartlich nicht einwandfrei, da es sich dem Hochdeutschen nähert. Auch Lorenz Elz und Georg Hauser erfreuen sich eines grossen Ansehens, reichen aber weder poetisch noch sprachlich an Dremmel und Jacoby heran.

Aus das Karnevalstück ist durchaus bodenständig, beschäftigt sich fast ausschliesslich mit Menschen, Dingen und Begebenheiten der nächsten Umgebung, insbesondere der mainzer Handwerkerkreise. Beziehungen zum Auslande sind nirgends nachzuweisen, höchstens könnten die berliner und wienner Possen herangezogen werden. Besonders Wien, für das in Mainz immer sehr grosse Sympathien geherrscht haben. Dort war der Hanswurst von den Tagen des théâtre italien, der eigentlichen Mutter der wienner Posse, nach Erich Schmidt (Charakteristiken, Band II, S. 315 ff) sogar seit der römische Atellanenfarse der beliebteste Bühnenheld. Aber eigentliche Nachahmungen finden sich kaum; manchmal erinnert einmal eine der kleinen Eröffnungsszenen, wie sie die Sitzungsabende einleiten, an Nestroy oder an Raimund oder einen anderen, was ~~kaum zu~~ aber meistens schon aus der Aehnlichkeit des Titels hervorgeht. Im Übrigen stehen die mainzer Fastnachtstücke mindestens ebenso hoch wie die frankfurter Lokalpossen. Der einzige Unterschied besteht eigentlich nur darin, dass sie in Frankfurt gewöhnlich zum Ehrenabend irgend eines Schauspielers zum erstemal aufgeführt wurden, in Mainz an den Karnevalstagen. Hier wie dort fehlt sehr oft die Verinnerlichung, die die Lustigkeit zum Humor erhoben hätte, wie das Raimund mit der wienner Posse so glücklich versucht hat, denn ganz abgesehen vom Können, es handelt es sich hier ja meistens darum, in einer ereignisreichen Handlung die Schaulust zu befriedigen und lokale Vorkommnisse lustig zu behandeln. Das ist denn auch durchweg der Fall, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass

nur einige Stücke über den Durchschnitt hinausragen. Die Mundart aber ist fast durchweg treu wiedergegeben.

Die ersten Stücke stammen von dem bereits erwähnten Karl Weiser, dessen Tünchermeister Oelgrüb zunächst ein paar anonyme ^{Lebke} Stücke folgten. Nächst ihm ist August Koch (1783-1865) zu nennen, der eine ganze Anzahl von Stücken geschrieben hat. Mit seinem Triumph des Karnevals errang er den ersten Preis für das beste Narrenstück im Jahre 1844. Isidor Schwarz erschien 1845 mit Liebe, Kunst und Brot, dem Peter Sonn 1857 mit Eine Stunde im Himmel und ein Karneval in Mainz folgte. Eine Posse per Dampf oder Narrenstreiche im Himmel und auf Erden brachte 1859 Max von Hessler, dem 1861 ein Narrentraum von Richard Genee folgte. Neben den "Schlagern" von Weiser, Koch und Weiler, die immer weiter aufgeführt wurden, erschienen dann noch Die Talismänner von Ludwig Usinger 1863, Gefoppt von Otto Mehling (1865), Loreley von Franz Bittong jr. (1867), Das Kunstbuch von Karl Dremmel (1869), Der Schuster im Feenreich von Wendelin Weiler (1870). Neben Karl Dremmel, 1873 mit Durchbrennen und Wiedersehen erschien und 1878 mit Ladenrein den stärksten Erfolg errang trat als erfolgreicher Mitbewerber A. Ernst, der 1875 sein Mainzer Leben herausbrachte. Sein 1878 erschienenes Heiratsfieber ist eine der besten mainzer Lokalpossen und wird noch heute mit Erfolg aufgeführt. Der Bäckermeister und sein Freund Schmauser sind ein paar ausgezeichnete mainzer Typen. Auch seine Retter der Menschheit, denen eine Idee von Koch zugrunde liegt hatten viel Erfolg. (1884). Sehr lustig ist die preisgekrönte Posse Mainzer Blut von Karl Schlemmer, die 1884 erschien und immer wieder einmal aufgeführt wird. Im Jahre 1885 trat Jean Dremmel mit seiner ersten Posse auf den Plan Romantisches Leben ein Bühnenweihfestspiel, dem im Lauf der Jahre noch eine ganze Anzahl weiterer, meist drastisch derber Schwänke folgten, die sich alle des lebhaftesten Beifalls zu erfreuen hatten. Von Karl Laufs, dem erfolgreichen Verfasser der Pension Schüller, erlebte Ein toller Einfall als hochdeutsches Narrenstück im Jahre 1887 seine Uraufführung, der 1890 die Dialektposse Im goldenen Mainz folgte. Eine lustige Tannhäuserparodie brachte Karl Bin-

der nach Nestroys Tannhäuser von 1857 im Jahre 1894 heraus. Ausserdem wurde noch eine Reihe anderer, aber meist wenig erfolgreicher Stücke aufgeführt, die sich in dem Archiv des Mainzer Karneval-Vereins befinden.

Von der grossen Anzahl der Eröffnungsspiele, die in dem letzten Jahrzehnt die ^{grossen} Possen immer mehr verdrängten, sind besonders die Arbeiten von Karl Nohascheck zu erwähnen, die sich durch poetische Empfindung und humorvolle Charakterzeichnung besonders vorteilhaft auszeichnen. Auch Eugen Binder und Robert Wasserburg haben hiermit schöne Erfolge errungen.

Eine besondere Wirkung ging bei den Karnevalstücken von den Frauenrollen aus, die nach altem Brauch stets von Männern gespielt wurden, wie auch bei den karnevalistischen Umzügen Frauen grundsätzlich ausgeschlossen waren.

Sehr erfreulich wäre es, wenn das reiche Material des Karneval-Archivs einmal gründlich durchforscht würde, denn es wird für den Sprachforscher sowohl als auch für den Kulturhistoriker sehr viel wertvolles und wichtiges dabei zutage kommen. ~~Mit~~ ~~haben~~ ~~die~~ ~~Verhältnisse~~ ~~leider~~ ~~ein~~ ~~näheres~~ ~~Eingehen~~ ~~darauf~~ ~~verwehrt~~.

Auch Darmstadt hat einige beachtenswerte karnevalistische Werke zu verzeichnen, aber auch hier ist da meiste nur handschriftlich. Neben Thomas Dielmanns Possen Die verhängnisvolle Lackstiwel und Das neue Jahrhundert steht Georg Mühner mit seiner Familie Lustig, dem geplagte Familienvadda (um 1888) und dem Garandieschein und schliesslich Georg Schäfer mit der Klausel. Eine Sammlung darmstädter Karnevalhumors ist unter dem Titel Aus Rand und Band in den Jahren 1893 bis 1902 ^{von Heinar. Hohmann} in zwei Bänden veröffentlicht worden. Eine von 1873-1875 in neun Nummern erschienene Koppelzeitung "Datterich" ~~xxxxxxxxxxx~~ (Nr. 1-8 von C. W. Lenke in Selbstverlag, Nr. 9 von Nephuth und Kramer) und die von 1886-1914 bei Heinrich Hohmann herausgekommene darmstädter Fastnachtzeitung enthalten eine grosse Anzahl mundartlicher Beiträge.

Für Frankfurt verzeichnet Askonasy eine ganze Menge von Fastnachtsgedichten und Karnevalstücken, meistens, ja fast ausschliesslich

in
Die hessischen Mundarten der hochdeutschen Literatur.
.....

Die ersten Spuren für die Verwendung der hessischen Mundarten in der hochdeutschen Literatur finden wir bei Erasmus Alberus. Viel bedeutungsvoller als der gelehrte Geistliche ist aber der durch und durch weltlich gesinnte Hans Jakob Christoffel Grimmelshausen, der gleich dem Alemann Joh. Mich. Loscherersch (1601-1669) und dem Hessen Joh. Balth. Schupp (1610-1661) mit voller Absicht und beharrlicher Entschiedenheit der gelehrten Kunstrichtung entgegentrat und volkstümlich lebendige Literatur pflegte.

Um 1625 in Gelnhausen geboren, wurde er als zehnjähriger Knabe von hessischen Soldaten geraubt, und erwarb sich mitten im wildesten ~~Frank~~ Strudel des Kriegelebens all die Erfahrungen und Kenntnisse, die in seinen späteren Werken so stark und bildhaft zu Dichtungen gestilbt sind. Vor 1665 an war er Schultheiss in Rhenchen, wo er am 27. August 1676 starb. In seinem berühmtesten Werk, dem einzigen heute noch lebendig wirkenden, Schelmenroman des 17. Jahrhunderts, in seinem abenteuerlichen Simplizissimus, schildert er die Menschen und die Dinge mit realistischer Schärfe, und so kam er ganz von selbst dazu, sich in Gesprächen der Mundart zu bedienen. Im 2. Kapitel des 1. Buches spricht er mit seinem Vater in wetterauer Dialekt, und im 8. Kapitel, als er zu dem Einsiedler kommt, bedient er sich wieder seiner heimischen Redeweise. - In seinem Teutscher Michel (1673) finden sich dann noch einige Wortformeln, wie Naut im Schar und Seite 721 die wichtige Bemerkung, dass den Frägern niemand das Deutsol verderbe, weil sie ohne deutsch redendes Hinterland wären, dass hingegen unter anderen die Frankfurter von den Wetterauern und die Marburger von den Hessen viel Unzierde an sich nehmen müssten.

Bei Goethe finden wir, allerdings ohne zweckbewusste Absicht, sehr viel mundartliches. Askenasy bringt in seinem unfänglichen Werk über die frankfurter Mundart, ihre Literatur zahlreiche Beispiele dafür (Ime im

Ranzix Goetz ist vergessen), und auch Hirzels Werk Der junge Goethe ist reich an Belegen. Es ist deshalb unbedingt richtig, wenn Sütterlein in seinem Werden und Wesen der Sprache (Seite 100) meint, dass ein Goetheerklärer eigentlich nur aus Frankfurt stammen solle oder doch zuhause sein müsse in der Frankfurter Denk- und Mundart; war doch das Wort brotzen, wie Strehlke in seinem Wörterbuch zur Faust unter diesem Stichwort bemerkt, den Erklärern lange Zeit ein Rätsel.

Auch ins Hyperhochdeutsche verirrt sich Goethe mitunter. Wie Schiller von zernichtet redet, so spricht er von posseln, statt bosseln, was Hirzel (I, 242) anführt. Auch Reize, die nur in der Mundart regelrechte Reime sind, finden sich, So folgt er in dem bekannten Lied in Auerbachs Keller Floh auf Sohn, was Strehlke a.a.O. Seite 45 und 187 als mundartlich beeinflussten Reim erkennen will, *wobei allerdings die Basis-Sinnung von Floh außer Acht lässt*. Während bei Schiller die mundartlichen Wörter im Laufe der Zeit fast vollständig verschwinden, sind sie bei Goethe niemals ganz ausgeschaltet. Sogar in der Iphigenie und im Tasso sind einige festzustellen. Sehr reich sind natürlich seine Briefe an solcherlei Anklängen. Da stehen: Kälger, Fädger, die Schulzen, alle sein, schlockern, wutschen, hunten, hoben. In den Wanderjahren (I, 6) schreibt er Plane und Spriegel für Tagenteile, zu deren Bezeichnung es der Schriftsprache bis heute an feststehenden Wörtern gebricht, und vieles andere mehr.

mit bewusster Absicht hat
Anders ist es bei Friedrich Müller (1749-1825) der gemeinhin Maler Müller genannt wird, *mancher* wie andere Stürmer und Dränger ~~hat~~ hin und wieder mundartliche Redewendungen gebraucht, ~~und zwar mit bewusster Absicht~~, vor allem in seinen beiden pfälzischen Idyllen Die Schafschur (1775) und Das Husskernen (1811). Dem Zuge der Zeit folgend, wandte er sich darin gegen die süßlich verlogenen Schäferidylle und suchte wie Voss die wirkliche Natur seines heimatlichen Landes zu schildern. Unglücklicherweise ist diese Art von Natürlichkeit allerdings noch recht wunderlich und sopfig an. Seine Schilderungen des pfälzischen Lebens sind nur zu einem Teil ein treuliches Abbild des besonderen rheinischen Volkstums, obwohl er vielfach mundartliche Wörter verwendet. In der Schafschur finden wir u.a.

geit (129,18), gohn (129,24), nau (129,26), Duntzel (130,19), rolzen (131,3), langen (131,12) für geben, gelt (132,2), en Wagener sechse (138,7), nit (138,15), Wiche für Liebe (139,3), Mahlgans (141,34), glitscht (150,27) und außerdem als (130,27) für immer oder oft. Noch reichlicher verwendet er solche landschaftlichen Ausdrücke in Fausts Leben. Dass ~~ist~~^{er} in der Szene Nacht, Gelärm, Marktplatz, plöfen für verplüffen gebraucht, das sich als vielbekämpftes Bluff nederdings aus der Englischen wieder bei uns eingefunden hat, sei besonders angemerkt, um die Wichtigkeit zu betonen, die der genauen Erforschung der Mundarten zukommt. Das übrige für einen Herausgeber die Kenntnis der Mundart unbedingt erforderlich sein sollte, geht aus Karl Feyers Müller-Ausgabe (Goldene Klassiker-Bibliothek) hervor, denn er erklärt zum Beispiel verswatzeln (144,21), das verzweifeln bedeutet, mit sich absappeln, laustern (114,31) mit aufhören, das hier ^{laustern} mitwarpen zu erklären ist, und andere mehr. Die Werke Müllers sind sprachlich etwa den Jugendwerken Schillers oder Goethes gleichzustellen. In der Mundart gedacht hat er nicht.

Ganz im Banne ihres Volkstums und ihrer Mundart steht dagegen Katharina Elisabeth Goethe (1731-1808), Johann Wolfgangs unvergleichliche Mutter, der Inbegriff rheinisch-fränkischer Frohnatur. Wenn sie auch die Lust zu fabulieren nicht dichterisch verwendete, so hat sie, die zu den glänzendsten Erscheinungen unserer gesamten Kulturgeschichte gehört, und doch in ihren Briefen ein Denkmal ihres Geistes hinterlassen, das zu den erlesensten Büchern seiner Art gehört. Nach Inhalt und Form stehen diese Briefe hoch über den mit Recht gepriesenen der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte, deren rheinische Lebenslust so oft die trockenen Schranken, "den heraldischen Tierkreis" der Frau Aja, zur Versweiflung brachte. Sie sind allein vergleichbar den gerühmten Briefen der Frau von Sévigné, (Vergl. J. Buckhardt, Vorträge S. 420-437) der gefeierten Klassikerin des Briefstils. Der ganz unter dem Einflusse der Mundart stehende Satzbau der Frau hat ist vorbildlich für lebendige Schreibweise; die Schlichtheit und die Bildhaftigkeit ihres Ausdrucks, die Sinngefälligkeit und

Eindringlichkeit ihrer Darstellung erheben sie zu einer unserer grössten Briefschreiberinnen des 18. Jahrhunderts, das an Briefkünstlern gewiss nicht arm gewesen ist. Wie ein Musterbild ihrer hessischen Stammesart, die auch sprachlich scharf ausgeprägt ist, erscheint sie uns. Eine Fülle von mundartlichen Ausdrücken ~~aus dem Mundartlichen~~, Redensarten und Sprichwörtern finden wir in ihren Briefen, in denen ~~auch noch ein wunderliches Wort neben seinen hochdeutschen Geschwistern~~ steht. Da preist sie in ihrem Brief vom 13. März 79 "unserem lieben Herrgott sein prächtig Wetter", freit sich (1.2.77) über "der Buben ihren Beyfall", spottet in einem Schreiben an die Herzogin Anna Amalia über "des Herrn Pfarrers Starks seine Gemeinplätze" (15.12. 1780). Sie schreibt (24.7.76) "an Ihnen denken", "vor mich", "sehender", spricht (1.2.77) vom "Marke" (Markt), und dem "verstopften Unterleib". Sie weist (17.3.77) von "herrliche Geschöpfe" (Geschöpfe), erzählt (19.5.80) von "Nacktsche" ^(Nacktsche = nackte Kinder) u.v.a. Auch Stilwischungen kommen vor, aber die beweisen nur, wie sehr sie in der Mundart lebte und welche Gewalt sie sich antun musste, um hochdeutsch zu schreiben.

Und erst ihre munteren Erzählungen, ihre köstlich frischen Gespräche, die uns Bettina Brentano (1785-1859), selbst eine Frankfurterin, trotz aller Stilisierung so lebensecht und so naturgetreu überliefert hat, dass man die ewig junge Frau Rat lebhaftig wandeln sieht. In "Erinnerung an die selig-reichen Stunden" in dem Hause an dem Hirschgraben, in innigster Dankbarkeit für die vergötterte Frau, die sie mit lieber, linder Hand schützend durch ihre Jugend geleitet hatte, führte Bettina die Frau Aja in ihrem 1852 erschienenen Königsbuch als Verfechterin ihrer eigenen Ideale ein. Mag manches, mag vieles darin erfunden sein, lebendiger und herrlicher kann kein Biograph sie zeichnen, als "die Schille der romantischen Schule" es vermocht hat. Mehr als die äussere Wahrheit gilt die innere Wahrhaftigkeit, und dazu strebte Bettina, als die Frau Rat mit ehrfurchtsvoller Liebe und mit herrshaften Humor in ihrer ganzen Urwüchsigkeit sprechen liess. Natürlich nicht in reinem Dialekt. Bettina bringt die Mundart ungefähr so, wie Goethes Mutter geschrieben hat. Der Geist

des Dialektes aber, den beweglichen Satzbau, der Wortschatz und die lebendig reiche Fülle des Ausdrucks kommt ganz vortrefflich zur Geltung. Die erquicklich fröhliche Reise nach Darmstadt ist dafür das entzückendste Beispiel.

Ziemlich häufige Anklänge an ihre heimische Mundart weisen die Brüder Grimm in ihren Kinder- und Hausmärchen auf. Meistens sind es einzelne Wörter oder formelhafte Ausdrücke wie „es schickt mir nicht“ (I, 59) *) für es reicht mir nicht, Täuberchen (I, 74, 56), gekullert (I, 82) und andere, für die sie wohl nicht gleich ein hochdeutsches Wort zur Verfügung hatten. [Als bewussten Ausdruck finden wir die hessische Mundart ~~zum~~ bei Otto Müller (1816-1894), der sie in seinen oberhessischen Romanen bisweilen anwendet. Am geschlossensten und reinsten tritt sie in der Erzählung von Ilbeshäuser Papagei auf, die in seinem köstlichen Münchhausen in Vogelsberg (1873) eingelegt ist. Auch Ernst Eckstein (1845-1900), dessen Besuch in Karzer noch immer zum festen Bestand der Gymnasiastenbücher gehört, hat in seinen Schulhumoresken mitunter hessische Mundart verwendet. So spricht zum Beispiel Dr. Veit in der gleichnamigen Geschichte durchgängig die in den hessischen Städten übliche Mischung von Schriftsprache und Mundart, den Salcedialekt, aber wie es in der Erzählung selbst heisst, „wenn er eine gewisse Stufe der Indignation überschritten hatte“ entgleitet er mehr und mehr in die oberhessische Mundart. Samuel Heinslering dagegen, der in mehreren seiner Humoresken auftritt, spricht keinen eigentlichen Dialekt. [Auf die oberhessischen Dorfgeschichten und die frankfurter und marburger Romane von Elisabeth Wenzel habe ich schon hingewiesen. Sie sind in den Gesprächspartien immer durchaus mundartlich gedacht, wenn sie auch vielfach das hochdeutsche Lautbild geben.

In wahrhaft dichterischer Gestaltung bringt Wilhelm Holzner (1870-1907) den Dialekt in der sarkastisch stilisierten Form, die ganz seine eigene ^{Wohlfühlensausdrücke} ist. Unsere rheinhessische Mundart mit ihren vielen ^{Wohlfühlensausdrücken} Diminutiven, mit ihre

*) Ich zitiere nach der von Möbelohde köstlich geschmückten Ausgabe des Turnverlages, die neu bei Elvert in Marburg erschienen ist.

zahlreichen Lehn- und Fremdwörtern überträgt er auf eine ganz besondere, poetisch verklärte Art in die hochdeutsche Lautform. Auch viele absonderliche Wendungen, die ihm anfangs von einer kurzsichtigen Kritik angekreidet wurden, erklären sich hieraus, und die ruhige Klarheit seines Stiles erst ist nicht zum geringsten aus seiner rheinhessischen Mundart. Eigentlichen Dialekt schreibt er nicht, er behält die heimatlichen Wendungen, Wörter und Wortformeln, aber inner stilisiert. So sagt er beispielsweise: "Gut Nacht", wo der Dialekt "Gut-Nacht" hat (unter dem Einflusse der Hochdeutsch: "Gutde Nacht) und vieles andere. Aber durch diese Annäherung an die Schriftsprache erreicht er zunächst, dass er ganz allgemein verständlich ist und dass trotzdem das in der Mundart liegende Geistige und Seelische, das Gemüthvolle, das sich im Satzbau sowohl als auch in den Verkleinerungswörtern und den Koseformen zeigt; voll zum Ausdruck kommt. Deshalb sind denn auch seine Werke trotz ihrer poetischen Idealisierung reine und echte Spiegelbilder des rheinischen Stammes.

Ist er ein verträumter Idealist voll übersinnlicher Sehnsüchte, so steht sein oberhessischer Landsmann Alfred Bock (*1859) vollkommen auf dem Boden der Wirklichkeit. Die sichere, festgefügte Art, mit der er seine knapp und karg gefassten Novellen und Romane aus dem Seelenleben seiner Menschen entstehen lässt, ist der schärfste und klarste Ausdruck, den das Wesen des Oberhessen finden kann. So ist sein Stil, der in seiner Zusammenballung und seinem innerlichen Leben oft überrascht, das gültige Widerspiel lauterster Wahrheit, strengster Objektivität. Wie er nie und nirgend aus dem Rahmen ~~aus dem Rahmen~~ der Geschehnisse heraustritt, so wird auch sein Stil, nie subjektiv; er schwingt im Rhythmus der Geschehnisse. Seine ^{Mundart} Dialekt, der naturgemäß in den Gesprächen ~~den~~ reinsten Ausdruck ^{findet} ~~sucht~~, aber auch seinen gesamten Stil beeinflusst, ist wie jede dichterische Schöpfung keine reine Wahrheit, sondern innere Wahrhaftigkeit. Aber durchaus in der Mundart gedacht, so sehr, dass auch die Gedanken der Bauern und der anderen kleinen Leute, in einer Art stilisierter/ Mundart wiedergegeben werden. Dabei ist seine ^{neue Mundart} ~~Mundart~~ im Laufe der Jahre immer mehr an

die hochdeutsche Form herangerückt, eine Wandlung, die man bei allen Dichtern beobachten kann, die ihre Gesprächspartien im Dialekt bringen. Es ist das nichts anderes, als die Ueberwindung des materiell naturalistischen durch das geistig ideelle, der Sieg der künstlerischen Form über den zufälligen Stoff.

Zwischen Bock und Holzner steht der hessische Arzt Adam Karrillon (*1853), der zu unseren bedeutendsten Erzählern gehört, nur dass er in seiner Weltanschauung durchaus Humorist ist, während Holzner niemals leicht und alles furchtbar ernst nimmt. Eigentlichen Dialekt schreibt er fast nie, auch keinen stilisierten, wohl aber leuchtet die Mundart im Satzbau sowohl als auch in dem Wortschatz überall durch die hochdeutsche Schreibung hindurch, weil er fest in seinem odenwälder Boden wurzelt und durchaus mundartlich denkt.

Anklänge an die Mundart zeigt auch M. Herbert (Therese Keiter) in ihrem hessischen Roman Die Wenderots, aber doch nur ziemlich belanglose. Ganz reine Mundart bringt dagegen Richard Knies in den Gesprächspartien seiner unausgegorenen Geschichte Hört, ihr Herrn und lasst Euch sagen. In seinem sogenannten Roman: Die Herlichhöfer und ihr Pfarrer, (19) ^{ist} sie ebenfalls in den Gesprächen verwendet ist, ^{aber} ~~wird~~ ^{mit} ~~einigen~~ ^{reiner} ~~wahllos~~ ^{hd.} Formen vermischt.

Von der reinen Mundart zur stilisierten hat sich Valentin Traudt (*1864) allmählich gewandelt, der in seinen Familienromanen mitunter recht lebensvolle Bilder aus verschiedenen hessischen Gegenden entwirft. ~~Man~~ ^{Man} zu wenig Künstler, um ihr Wesen zu erschöpfen, verliert er sich ~~manchmal~~ ^{manchmal} häufig in nebensächliche Einzelheiten. In seinen Winkelbürgern bringt er die in der Literatur sonst kaum vertretene Mundart von Hanau in einer stark dem Hochdeutschen angenäherten Form.

Den Ochswald, den Holzner ein paar ^{mal} gestreift hat, den Karrillon prachtvoll und energisch ^{zusammen} ~~zusammen~~ aufbaut, hat sich auch Philipp Buxbaum (1843-1918) zum Schauplatz seiner zahlreichen Erzählungen und Liederspiele erwählt. Den Dialekt verwendet er in den Gesprächen mit

grosser Sachkenntnis, anschaulich und lebendig. Seine sonst belanglosen Verse haben für sprachliche und volkskundliche Forschungen ~~einen nicht zu unterschätzenden Wert.~~

Mehr volkskundliche und historische Bedeutung als literarische kommt auch den Werken von Heinrich Bechtolsheimer (*1868) zu, der zudem nur ganz selten ein dialektisches Wort gebraucht. Dagegen tritt manche Redeformel zutage, wie sie die rheinhessischen Bauern auch heute noch gebrauchen.

Rheinhessisches Leben macht auch Karl Neurath (*1883) in seinen Bauernromanen zum Untergrund seiner Menschenschilderungen. Wie Holzamer verwendet auch er einen stilisierten Dialekt, schliesst sich aber in der Satzbildung der Gespräche genau an die mundartliche Redeweise an. Auch bei ihm denken die Bauern in ihrem Dialekt, aber meist ist er dann nur leise angedeutet. In seinem hd. Versdrama Der Bundschuh hat er die mundartliche Satzfügung in das Ideendrama einzuführen versucht.

Hessische Mundart verwendet Otto Stückrath (*1885) in den Gesprächsteilen seiner Skizzen Unseres Herrgotts Kostgänger (119,18), die lebensvolle, poetisch geschulte Bilder aus dem bäuerlichen Leben wieder spiegeln. [In den Gesprächen seiner rheinhessischen Dorfgeschichten bringt der mainzer Prälat Karl Forschner (1853-1918) nur mitunter mundartliche Wendungen, diese aber recht genau.

Ganz vortrefflich hat Paul Heyse in seinem Roman Ueber allen Gipfeln (1895) die mainzer Mundart seiner Betsy charakterisiert, obwohl er sie nur ganz sparsam andeutet. Nur markiert ist auch die Mundart in den oberhessischen Dorfgeschichten von J. Becker, (*1851 auf dem Glaskopf bei Marburg) dem in Karthäusersch'Anndorf eine volkstümlich schlichte Geschichte von grosser Lebendigkeit gelungen ist. Ähnlich verwendet Rudolf Presber, ein geborener Frankfurter, die hessische Mundart bei den Reden eines Oberhessen in seinem Grosstadtroman Die bunte Kuh (1911). Auch in den schnell fertigen Büchern von Luise Schulze-Brück findet sich in den Gesprächen oft die Mundart und zwar ziemlich getreu.

Werkwürdig und bezeichnend für die gesamte hessische Dialektliteratur, das so wenig wirklich grosse Lichter aufzuweisen hat, ist es nun, dass sie zur hochdeutschen Literatur fast gar keine Beziehungen hat, sondern durchaus im heimischen Boden wurzelt, und aus ihm ihre besten Kräfte holt. Wir haben Dichter kennen gelernt, die wahrhaft auserwählt sind, aber wir haben auch sehen müssen, dass seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sicherheit in der Darstellung der Mundart sehr rasch abgenommen hat, weil sie von allen Seiten schwer bedrängt wird. Die Zeit kann nicht mehr allzufern sein, da anstelle unserer charakteristischen und treffsicheren Dialekte, vor allen in den grösseren Städten, eine farblose, allgemeine Umgangssprache herrschen wird, und es wäre vergebliche Mühe wenn man diese unabwendbare Entwicklung mit künstlichen Mitteln abwehren wollte.

Dann wird uns aber die Versenkung in die mundartliche Dichtung wertvolle Aufschlüsse geben über die deutschen Volksstämme und mancherlei Erquickung und Belehrung.

Für ein verhältnismässig kleines Gebiet, das aber lange Zeit ein Mittelpunkt deutscher Kultur gewesen ist, das reiche mundartliche Material nach seinem künstlerischen Wert zu untersuchen, nach seiner Bedeutung für die Dialektforschung zu betrachten, das war der vornehmste Zweck meiner Arbeit. Sie wird aber auch, wie ich hoffe, ein brauchbarer Führer sein für die mundartliche Literatur der hessischen Lande, die im wahrsten Sinne des Wortes ganz aus dem reinen Borne ihres Volkstums schöpft und sein Leben, Wesen und Streben in mannigfaltiger Gestaltung widerspiegelt.

- Hepding, Joh. Kon.: Uffm frankfurter Weg, Langen 1863
- Hill, Karl Heinz: Verschercher un Lieder, Gelnhausen 1905
Heckerose Wiesbaden 1907
Pastille gege Grille Darmstadt 1910
Kikeriki Wiesbaden 1912
- Hobmann, Heinrich: Iwerrumpelt, Darmstadt 1899
Am Rand und Band, Darmstadt 1893 u. 1902
Darmstädter Fastnachtzeitung 1886 bis 1914
- Mummel, Jos.: Ebbes xx vun Meenz, Mainz 1905
Meenzer Kinner, Mainz 1909
- Jacoby, Wilhelm: Laas das Rullo gehn, Wiesbaden o.J. (Lied)
Gross Tanzstund, Offenbach o.J. (Lied)
- Jaeger, Jos.Karl: Liebe mit Hindernissen, Darmstadt 1859
Amor mit grossen Noog, Darmstadt 1880
- Kaminsky, Wilhelm: Spuzze und Bosse, Darmstadt 1892, 2. Heft 1893
- Kathes, L.K. (Kehl, Leonhardt) Formser Humor, Worms 1895
- Kranz, J.H.: Kreisschwerneng, Ziegenhain 1911
- Krönlein, Dr.: Der Spenglermeister Bimböcher, Giessen 1845
- Lang, Friedr.: Die blinde Hesse, Darmstadt 1916
- Laufs, Karl: Im goldnen Mainz, Mainz 1890
- Lautz, Ludwig: Maanhinkel, Offenbach o.J.
- Lennig, Friedrich: Etwas zum Lachen, Leipzig o.J. (Reclam)
- Levi-Netsger, Luise: Kriegs-Mus, Marburg 1918
- Löffler, Georg: So mussts kumme, Vst. Rossbach 1913
- Mai, Karl: Liewesfreid und Liewesleid, Darmstadt 1891
Fideles Kunterbunt, Darmstadt 1894
- Mauzer, Georg Phil.: S. Kr. die halbe Portion, Darmstadt 1837
- Möbins, Fr. (Fr. von Trais) Heimatklänge aus der Wetterau, Giessen 1883
Wetterauer Sang und Klang, Giessen 1892
- Herking, Jos.: Der Kaktusfreund, Giessen 1909
- Niebergall, B.E.: Des Burschen Heimkehr oder Der tolle Hund, Darmstadt
1837 und öfter
Datterich, Darmstadt 1840, Friedberg 1854 u.ö.
Dramatische Werke hergb. von G. Fuchs, Darmstadt 1894
- Oberberg, Marie von: Groat saum dout lache, Schurren, Giessen 1916
- Reuting, F.: Höchster Scherwe, Geschichten aus dem alten Höchst,
Höchst 1922
- Rüzer, Wilhelm: Unnern Linnebaan, Ged. Wiesbaden 1912

Müller (S. 57) ...

L i t e r a t u r .

.....
(Allgemeine Nachschlagswerke sind hier nicht erwähnt.)

- Wilh. Arhold: Zu dem Pasquill aus dem Busseckertal, Hess. Bl. f. Volksk. 8. 190
- Bettine von Armin: Dies Buch gehört dem König, Berlin 1858
- Alexander Askenasy: Die Frankfurter Mundart und ihr Literatur, Frankfurt a.M. 1904
- Otto Behaghel: Schriftsprache und Mundart; Giessen 1896
Bewusstes und Unbewusstes im dichterischen Schaffen, Giessen 1906
- Hebels Werke, (DNL) Stuttgart o.J. (Einleitung)
Die Karlsruher Mundart, Bad. Heimat 1916, Heft 3
Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch (Wiss. Beih. des Allg. Deut. Sp. 17/18
- Zur deutschen Wortstellung. Ebda.
Wandlungen im deutschen Satzbau. Ebda Heft 33
- Otto Bindewald: Zur Erinnerung an Frl Lud. Weigand. Giessen 1879
- Fritz Böhme: Theodor Storm und Klaus Groth. Quickborn 1911. J.N. 1
- C. Borchling: Der Einfluss der Reformation auf die nhd. Sprache, Quickborn 11,1
- Sprachecharakter und lit. Verwendung des sog. Missingsch. Wiss. Beihefte d.A.D.S. H. 37
- Ernst Bronn: Studien zur Dialektgeographie der Kreise Karburg, Kirchhain, Frankenberg. Karburger Diss. 13
- Konrad Burdach; Die Sprache des jungen Goethe (Verhandlg. d. 37. Phil. Vers. S. 167-180, Leipzig 1887
- Alexander Burger: Bibliographie der schönen Literatur Messen, Nieder-Ingelheim 1908
- Wilhelm Globes: Der Mainzer Harrenspiegel, Mainz 1913
- W. Grecolius: Oberhessisches Wörterbuch, Darmstadt 1899
- O. Dähnhaadt: Heimatklänge aus deutschen Gauen. Leipzig 1901, Bd. 1-3
- Ed. David: Zur Wortbildung von Krofdorf. Giessen, Diss 1892
- W. Diehl: Geschichtliche Erinnerungen an E.E. Niebergall. Darmstadt, Tagblatt Nr. 94 vom 22. April 1908
Zur Geschichte von E.E. Niebergalls Datterich. Ebda Nr 245 vom vom 19. Okt. 1909
- Jak. Erdmann: Beiträge zur Kenntnis der Mundart von Bingen. Giessen, Diss. 1906
- K. Ernst: Proben deutscher Mundarten. Bielefeld und Leipzig 1904
- K. Esselborn: Darmstadt in der Dichtung. Darmstadt 1918
Aus dem Darmstädter Wirtschaftsleben. Wochenbeilage zur Darmst. Ztg. 6. Jahr 18/19
- J.M. Firmenich: Germaniens Völkerstämme. 4 Bde. Berlin 46/54
- Herrn Fischer: Geschichte der schwab. Dial. Lit. in 18. & 19. Jahrhundert. Tübingen 1911
- Beiträge zur Lit. Geschichte Schwabens. Tübingen 1891
- G.K. Frommann: Die deutschen Mundarten. Eine Monatschrift für Dichtung, Forsch. u. Kritik, Nürnberg 54/
- Georg Fuchs: Niebergalls dram. Werke. Darmstadt 1894
- Karl Glossy: Lit. Geheimberichte aus den Vornarrn, Grillp. Jahrb. 22
- Joh. Wolfgang Goethe: Werke, Neppianausgabe, (zitiert: G.A.)
- H. Grotefend: Der Professor und das Erfr. Gymnasium. Arch. f. Frt. Geschichte u. Kunst Frt. 93, 4. Bd. S. 1-64
- Klaus Groth: Briefe über Hd. und Plattdeutsch, Hamburg 1914
Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Gegenwart 1872 & Berlin 1873

- H. Hansen: Ueber Wortverkündigung in der sassischen Landessprache.
Deutscher Kurier vom 17. 5. 18
- S. Hassel: Die frtr. Lokalstücke auf dem Theater der freien Stadt
1821-1866. Frankfurt 1867
- K. Hattner: Karten zur Entwicklungsgeschichte Hessens. Darmstadt 12
- J. P. Hebel: Festgabe zu seinem 100. Geburtstag (F. Becker) Basel 60
- Hessisches Dichterbuch, her. von J. Marbach, Friedberg 1857
- Hessisches Dichterbuch, her. von W. Schoof, Marburg 1901
- K. Hessler: Hessische Landes- und Volkskunde. Bd. II Marburg 1904
- S. Kirzel: Der junge Goethe. Neue Ausgabe von von H. Morris. Berlin o. J.
- O. Körth: Fr. Stoltze. Einleitung zu Bd V der Werke. Frankfurt o. J.
- A. Helder: Geschichte der schwäbischen Dialektliteratur, Heilbronn 1896
- W. Kahl: Deutsche mundartliche Dichtungen. Leipzig 1901
- F. E. Kasch: Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller. Greifs.
Diss. 1900
- Fr. Kluge: Ueber die Entstehung unserer Schriftsprache. Wiss. Beihefte
z. Ztsch. d. A. D. S. 6
- H. Knispel: Das grossherzgl. Hoftheater zu Darmstadt 1810-1890 Darmst.
u. Leipzig 1891. L. von Kobell, Franz v. Kobell, München 1884.
- Tim Kröger: Einleitung zur Gesamtausgabe seiner Werke, Hamburg 1914.
Hierzu meine Besprechung, Weserzeitung. Mittagsausgabe vom
2. 4. 18
- Künzel-Soldan: Grossherzogtum Hessen. Giessen 1893
- Louis Lässer: Die deutsche Dorfdichtung. Salzungen 1907
- A. Lowack: Die Mundarten im hochdeutschen Drama. Breslauer Beitr. zur
Literaturgeschichte, her. von M. Koch und Gregor Sarasin,
Leipzig 1904-09, Braslau 1909 ff. Band 7.
- Mainzer Carnevalzeitung "Harhalla": her. von A. Fürst und K. Kneib,
Mainz. 12 Jahrgänge.
- Johannes Marbach: Hessisches Dichterbuch. Friedberg 1857
- Th. Mathias: Die Mundart im Spiegel der Schriftsprache. W. B. z. B. d. A. D.
Sp. 10
- F. Ments: Bibliographie der deutschen Mundartforschung von 1700 1889.
Leipzig 1892.
- Müller () Werke, herausgeb. von Karl Feyers, Berlin o. J. (G. K. B.)
- Johann Nestroys Werke, her. von L. Ganghofer Chiavacci 90/91
ausgewählte Werke, her. von Fritz Bruckner, Leipzig 1911
- Karl Neurath: Wilhelm Holsamer, Beitr. s. D. Lit. Gesch. Heft 59, Leipz. 1908
Nationale Kunst, Weserzeitung Nr. 25 308-311
Schriftsprache und Mandart, Weserzeitung: Nr. 38 vom 10.
Mai 1919
- Karl Hoack: E. Niebergall, Des Burschen Heimkehr, Darmstadt 1915.
- E. Otto: Aus dem Volksleben der Stadt Butzbach im Mittelalter, in Ar-
chiv f. hess. Gesch. Neue Folge I.
1899
- Jak. Beth: Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz, Mainz 1879
- W. Pfeleiderer: Die Sprache des jungen Schiller in ihren Verhältnis zur
nhd. Schriftsprache. Bd. 28 Beiträge.
- Rudolf Presber: Friedrich Stoltze, Frankf. Gen. Ans. 1916, Nr. 273
- J. Pröls: Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. Frt. 1905
- Johs. E. Rebe: Kaspar Putschonelle, hist. über die Handpuppen u. alt-
hambg. Kasparsenen, Hamburg o. J.
- Joh. Gottlieb Radlof: Musterveral aller deutschen Mundarten, Bonn 1821/22
- C. Regenhardt: Die deutschen Mundarten, Berlin 1896
- Hans Reiss: Die Mundarten des Grossherzogtums Hessen, Halle 1910
Die Mischungen von Schriftsprache und Mandart in Rhein Hessen,
Germania 1837
Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart, Mainz 1891
Die deutsche Mundartdichtung, Leipzig 1915
- Frans Rittweger: Bilder und Klänge von G. W. Pfeiffer, Frankfurt 1904
- Sauer: Maler Müller. KDN Stuttgart.

- Friedrich Schön: Geschichte der rheinfränkischen Mundartdichtung, Freiburg 1913.
- Wilhelm Schoof: Die deutsche Dichtung in Hessen, Marburg 1901
Die schwäbische Mundart, Ztsch.f.d.d. Mundarten 1913/14
- O. Schulte: Das Volkslied in Oberhessen, Giessen 1909
- A. Socin: Schriftsprache und Dialekte... Heilbronn 1888
- L. Sütterlin: Werden und Wesen der Sprache, Leipzig 1913
- Leo Sternberg: Die hessische Literatur, Wiesbaden 1913
- Johann Severin Vater: Proben deutscher Mundarten, Leipzig 1816
- O. Weise: Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen, Leipzig 1910
- H. Welker: Dialektgedichte, Sammlung von Dichtungen ~~aus allen deutschen Mundarten~~ in allen deutschen Mundarten, Leipzig 1889
- W. Wilmanns: Mundart und Schriftsprache. Wiss. Beih. z. Z. d. A. D. S. V. Heft 27
- H. Wunderlich: Das Sprachleben in der Mundart. ebda Heft 12/13
Rez. von Reis: Beiträge zur Syntax, Germania 37

Zeitschriften.

- Hesseland, Germania, Lit. Bl. für germ. und roman. Philologie, Mainzer
Karneval-Zeitung, Quartalblätter des Hist. Vereins für das Grossherzogtum
Hessen, Quickborn Zeitschrift für deutsche Mundarten, Hessische Blätter
für Volkskunde.

Autorenverzeichnis.

Alienus, siehe Nerking
Aram, Kurt (Hans Fischer)
Arnim, Bettina von
Asmus, Georg
Asmus, Gustav

Barack, siehe Rack
Bechtolsheimer, Heinrich
Beck, G.L.

Becker, J.
Bäckelhaupt, Greta
Binder, Karl
Bindewald, Th.
Blittong, Franz
Bock, Alfred
Böhn, Franz, Jakob
Bosson, Franz
Breikund, Balser
Briegleb, Elard
Briegleb, Wilhelm
Büchner, Georg
Buxbaum, Phil.

Dalmonico, Karl
Desprez, Albert
Dewils, Heinz
Diemann, Thomas
Diets, Rudolf
Drenkel, Jean
Drenkel, Karl

Eberhardt, Oskar
Eckstein, Ernst
Els, Lorenz
Eumerich, Georg
Ernst, A.
Ettlinger, Karl

Forschner, Karl
Fries, Joh. Jak.
Frohwein-Büchner, Martha
Fuchs, Peter

Geibel, Peter
Geiger, Ludwig
Genée, R.
Göller, Aug.
Goethe, Elisabeth
Goldschmidt, M.
Grinn, Jak.
Grinn, Wilhelm
Grimmelshausen

Hallenstein, E.H.A.
Hangard, E.F.
Hassel, Samuel, Friedrich
Heilgers, Rudolf
Herbert, M. siehe Keiter, Th.
Hepding, Joh. Kon.
Hill, Anna
Hill, Karl Heinz

Höler, Naaz
Hohmann, Heinrich
Holzamer, Wilhelm
Hoven, Friedr. Wilhelm von
Hummel, Jos.

Jacoby, Wilh.
Jaeger, Jos. Karl
Jügel, Karl

Kaminsky, Wilhelm
Karrillon, Adam
Kehl, Leonhard
Keiter, Therese (K. Herbert)
Kiefer, Phil. Ernst
Kleist, Gustav
Knie, Richard
Knedt, Karl Ernst
Kobbel, Franz von
Koch, August
Kranz, J.H.
Krönlein, Dr.
Kurtz, Wilhelm

Lang, Friedrich
Langenschwarz, M.L.
Langsdorf, Karl Friedrich
Laufe, Karl
Lautz, Ludwig
Lennig, Friedrich
Levy-Metzger
Löffler, Georg
Löhr, Jakob
Lüder, Eberhard Georg von

Mai, Karl
Mals, Karl
Maurer, Georg Phil.
Mathees, L.K. siehe Kehl
Mayer, Eduard
Mehling, Otto
Mentzel, Elisabeth
Möbius, Friedrich
Müller, Ed. Jos.
Müller, Friedrich
Müller, Otto

Nadler, K. Ch. G.
Naumann, Heinrich
Nerking, Jos.
Neurath, Karl
Niebergall, E. E.
Nuhn, Kurt

Oberberg, Marie von

Palatinus, siehe Platz
Pfeiffer, G.W.
Platz, Wilhelm
Presber, Rudolf

Quilling, Paul

Raupp, Ludw.

Rausch, Valentin

Recknagel, Georg

Reuting, F. (F. Diesterbehn)

Rittweger, Franz

Römer, Wilhelm

Rottmann, P.J.

Rudolf, Hans (Richard Ochs)

Rüthlein, Heinrich

Schnecken, Joh. Wilhelm

Schefer, Georg

Schaffnit, Karl

Schandeln, Ludwig

Scheffel, Jos. Viktor

Schlemer, G.

Schneider, Robert

Schumacher, A.

Schwalbach, Franz

Schwalm, Joh.M.

Schwarz, Isidor

Seyfried, Meinr. Wilhelm

Sommer, Lina

Sonn, Peter

Stiebel, Julius

.Stoltze, Adolf

.Stoltze, Friedrich

.Strack, Emilie

.Strauss

.Stückrath, Otto

.Textor, Karl, Ludwig

.Trais, Friedrich von, siehe Möbius

.Traudt, Valentin

.Usinger, Lud.

.Völkers, Adolf

.Voglerr, Joh. Albert

.Volk, Georg

.Vonalt, Wilhelm

.Wasserburg, Robert

.Waldeck, Hermann

.Weber, Emil

.Weigand, Karl

.Weiler, Wendelin

.Weinmeister, Paul

.Weintraut, Dietrich

.Weiser, Karl

.Weiss, Adolf

.Wild, C.A.

.Wiegand, F.

.Wittgen, Th.

Anonyme Werke:

Alsfelder Osterspiel

Das Duell an der Seufzereiche

Die Freier

Friedberger Osterspiel

Das Pankratiusbrünchen

Das hessische Weihnachtsspiel

Das frankfurter Osterspiel von 1493

Die frankfurter Dirigierrolle

Das Heidelberger Osterspiel

